



Leseprobe

Elizabeth George
Wo kein Zeuge ist
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



Seiten: 800

Erscheinungstermin: 21. November 2016

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

In London werden drei farbige Jugendliche ermordet, doch die Polizei reagiert verhalten. Aus Rassismus – glauben zumindest die Medien. Als man Thomas Lynley und Barbara Havers von New Scotland Yard den Fall überträgt, hat der brutale Serienmörder bereits sein viertes Opfer gefunden: Diesmal ist es weiß, und alles deutet auf einen Ritualmord hin. Während Havers eine erste heiße Spur verfolgt, trifft Lynley die schlimmste persönliche Tragödie seines Lebens ...



Autor

Elizabeth George

Akribische Recherche, präziser Spannungsaufbau und höchste psychologische Raffinesse zeichnen die Bücher der Amerikanerin Elizabeth George aus. Ihre Fälle sind stets detailgenaue Porträts unserer Zeit und Gesellschaft. Elizabeth George, die lange an der Universität »Creative Writing« lehrte, lebt heute in Seattle im Bundesstaat Washington, USA. Ihre Bücher sind allesamt internationale Bestseller, die sofort nach Erscheinen nicht nur die Spitzenplätze der deutschen Verkaufscharts erklimmen. Ihre Lynley-Havers-Romane wurden von der BBC verfilmt und auch im deutschen Fernsehen mit großem Erfolg ausgestrahlt.

ELIZABETH GEORGE
Wo kein Zeuge ist



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Auf einem Londoner Friedhof wird die Leiche eines Teenagers gefunden, grausam zugerichtet, kunstvoll auf einem Grabstein drapiert. Alles scheint auf einen Ritualmord hinzuweisen. Als man daraufhin Thomas Lynley und Barbara Havers von New Scotland Yard den Fall überträgt, bedeutet das Ergebnis ihrer Ermittlungen eine schallende Ohrfeige für die Londoner Polizei: Denn der 15-jährige Kimmo Thorne ist wahrscheinlich schon das vierte Opfer eines brutalen Serienmörders. In den vergangenen Monaten wurden bereits drei ähnlich zugerichtete Leichen von Jugendlichen in verschiedenen Stadtvierteln gefunden. Brisant ist, dass die ersten drei Opfer alle dunkler Hautfarbe waren. Warum reagiert die Polizei erst jetzt? Rassendiskriminierung, so lautet der Aufschrei der empörten Öffentlichkeit.

Alle Morde tragen dieselbe Handschrift. Aber welche Gemeinsamkeit verbindet die Opfer? Barbara Havers stößt auf eine erste heiße Spur. Doch der Tod eines fünften Jungen weicht vom Muster ab. Waren Lynley und Havers auf der falschen Fährte? Hat der Killer seinen Modus Operandi verändert? Oder hat ein Nachahmungstäter zugeschlagen? Trotz fieberhafter Ermittlungen kann die Polizei nicht verhindern, dass der Fall zu eskalieren droht. Und dann trifft Lynley die größte persönliche Tragödie seines Lebens ...

Weitere Informationen zu Elizabeth George
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Elizabeth George

Wo
kein Zeuge ist

Ein Inspector-Lynley-Roman

Deutsch
von Ingrid Krane-Müschén
und Michael J. Müschén

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2005
unter dem Titel »With No One as Witness«
bei HarperCollins Publishers, Inc., New York.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage
Neuausgabe Dezember 2016
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Copyright © der Originalausgabe 2005
by Susan Elizabeth George
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2006
by Blanvalet Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: Dave Curtis / Trevillion Images
Th · Herstellung: Str.
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-48524-6
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für Miss Audra Isadora, in Liebe.

Und wenn du lange in einen Abgrund blickst,
blickt der Abgrund auch in dich hinein.

NIETZSCHE

Prolog

Die Dietrich war Kimmo Thorne von allen die Liebste: das Haar, die Beine, die Zigarettenspitze, der Zylinder und der Frack. Sie war das, was er »das Komplettpaket« nannte, und seiner Ansicht nach konnte keine ihr das Wasser reichen. Ach, natürlich konnte er auch die Garland darstellen, wenn's sein musste. Die Minnelli war einfach, und er wurde eindeutig immer besser bei der Streisand, aber wenn er die Wahl hatte – und die hatte er in der Regel, nicht wahr? –, dann entschied er sich für die Dietrich. Die kesse Marlene. Seine Nummer eins. Marlene konnte die Krümel aus dem Toaster singen, das war keine Frage.

Er hielt also die Pose am Ende des Lieds nicht deshalb, weil es für die Darbietung erforderlich war, sondern weil er sie so liebte. Das Ende von »Falling in Love Again« verklang, und er verharrte wie eine Marlene-Statue: der eine Fuß im hochhackigen Pumps auf dem Stuhl, die Zigarettenspitze zwischen den Fingern. Der letzte Ton verhallte, und er stand immer noch reglos da, zählte bis fünf – ergötzte sich an Marlene und an sich selbst, denn sie war gut, und er war gut, er war sogar verdammt gut, wenn man's genau nahm –, ehe er sich rührte und das Karaokegerät abschaltete. Er lupfte den Zylinder, schlug die Frackschöße zurück und verneigte sich tief vor seinem zweiköpfigen Publikum. Tante Sal und seine Großmutter – seine treuesten Fans – reagierten genau, wie er erwartet hatte: »Großartig! Einfach großartig, Junge«, rief Tante Sally. Und Gran sagte: »Das ist unser Junge, wie wir ihn kennen. Durch und durch talentiert,

unser Kimmo. Was werden deine Eltern nur sagen, wenn ich ihnen die Fotos schicke!«

Das würde sie bestimmt schnellstens hierher bringen, dachte Kimmo sarkastisch. Aber er stellte den Fuß noch einmal auf den Stuhl, denn er wusste, Gran meinte es gut, auch wenn sie nicht die Allerhellste war, was ihre Ansichten über seine Eltern betraf.

Gran wies Tante Sally an: »Weiter nach rechts, fang seine Schokoladenseite ein.« Nach wenigen Minuten war das Foto gemacht und die Show für den heutigen Abend vorüber.

»Wo soll's denn hingehen heute Abend?«, fragte Tante Sally, als Kimmo in sein Zimmer ging. »Hast du eine neue Flamme, mein Junge?«

Hatte er nicht, aber das musste sie ja nicht wissen. »Ich geh zu Blinker«, erwiderte er munter.

»Nun, dann treibt keinen Unsinn, dein Freund und du.«

Er zwinkerte ihr zu. »Würden wir doch nie tun, Tantchen«, log er im Hinausgehen. Er zog die Tür hinter sich zu und schloss ab. Zuerst kümmerte er sich um das Marlene-Kostüm. Kimmo zog es aus und hängte es auf, ehe er sich an seine Frisierkommode setzte. Er betrachtete sein Gesicht im Spiegel und erwog einen Moment, das Make-up teilweise zu entfernen. Aber schließlich verwarf er den Gedanken mit einem Schulterzucken und durchwühlte seinen Schrank nach zweckdienlicher Kleidung. Er wählte ein Sweatshirt mit Kapuze, seine bevorzugten Leggings und die knöchelhohen Wildlederstiefel mit den flachen Sohlen. Die Zweideutigkeit seiner Erscheinung gefiel ihm. Mann oder Frau?, mochte ein Beobachter sich fragen. Aber nur wenn Kimmo sprach, war die Antwort eindeutig. Denn er war endlich in den Stimmbruch gekommen, und wenn er den Mund aufmachte, war das Spielchen vorbei.

Er zog sich die Kapuze des Sweatshirts über den Kopf und schlenderte die Treppe hinab. »Ich bin dann weg!«, rief er seiner Großmutter und Tante zu, während er seine Jacke vom Haken neben der Tür nahm.

»Wiedersehen, mein Liebling!«, antwortete Gran.

»Bleib anständig!«, fügte Tante Sally hinzu.

Er warf ihnen eine Kusshand zu. Sie erwiderten die Geste.
»Hab dich lieb«, sagten alle gleichzeitig.

Draußen zog er den Reißverschluss seiner Jacke hoch und löste die Kette, mit der sein Fahrrad am Treppengeländer gesichert war. Er schob es zum Aufzug, drückte auf die Ruftaste, und während er wartete, überprüfte er, ob die Satteltaschen auch alles enthielten, was er brauchen würde. Er hatte eine geistige Checkliste, deren einzelne Punkte er nun abhakte: Nothammer, Handschuhe, Schraubenzieher, Brecheisen, Taschenlampe, Kopfkissenbezug, eine rote Rose. Letztere ließ er gern als Visitenkarte zurück. Man durfte schließlich nicht nehmen, ohne auch etwas zu geben.

Draußen auf der Straße schlug ihm die eisige Nachtluft entgegen, und Kimmo freute sich nicht gerade auf die lange Fahrt. Er hasste es, mit dem Rad fahren zu müssen, vor allem dann, wenn die Temperatur so nah dem Gefrierpunkt war. Da aber weder Gran noch Tante Sally ein Auto besaßen und er selbst keinen Führerschein hatte, den er einem Polizisten bei einer Kontrolle mit einem einnehmenden Lächeln hätte unter die Nase halten können, blieb ihm nichts anderes übrig, als zu radeln. Den Bus zu nehmen stand mehr oder minder außer Frage.

Seine Route führte die Southwark Street entlang, dann durch den dichteren Verkehr der Blackfriars Road, bis er nach mehrmaligem Abbiegen Kennington Park erreichte. Von dort – Verkehr oder nicht – ging es praktisch schnurgerade nach Clapham Common und zu seinem Ziel: Ein frei stehendes, zweigeschossiges Wohnhaus aus rotem Backstein, das für seine Zwecke günstig gelegen war und das er in den vergangenen Monaten sorgfältig ausgekundschaftet hatte.

Inzwischen kannte er den Tagesablauf der Familienmitglieder so genau, als lebte er selbst dort. Er wusste, die Leute hatten zwei Kinder. Mum hielt sich fit, indem sie jeden Tag mit dem Fahrrad zur Arbeit fuhr, Dad nahm den Zug von der Clapham Station. Sie hatten ein Aupair-Mädchen, das an zwei festgeleg-

ten Wochentagen seine freien Abende hatte, und an einem dieser Abende – immer am gleichen – verließen Mum, Dad und die Kinder das Haus gemeinsam und fuhren zu... Kimmo hatte keine Ahnung. Zum Abendessen bei der Großmutter, nahm Kimmo an, aber es konnte genauso gut ein langer Gottesdienst sein, eine Familientherapie oder Yogaunterricht. Entscheidend war, dass sie den Abend nicht zu Hause verbrachten und *lange* wegblieben. Wenn sie heimkamen, mussten die Eltern die Kleinen jedes Mal ins Haus tragen, weil sie im Auto eingeschlafen waren. Und das Aupair-Mädchen verbrachte den Abend mit zwei anderen Mädchen. Sie verließen zusammen das Haus und schnatterten auf Bulgarisch, oder was immer sie sprachen, und falls sie je vor Sonnenaufgang zurückkamen, so weit nach Mitternacht.

Die Vorzeichen schienen günstig bei diesem Haus. Die Familienkutsche war der größte Wagen aus der Range-Rover-Reihe, ein Mal in der Woche kam ein Gärtner. Sie benutzten auch einen Wäschereiservice, der ihre Laken und Kissenbezüge gewaschen und gebügelt zurückbrachte. Dieses Haus, hatte Kimmo gedacht, war reif und wartete förmlich auf ihn.

Das Sahnehäubchen war das Haus nebenan, vor dem ein einsames »Zu vermieten«-Schild an einem Pfosten im Wind schaukelte. Und um das Ganze perfekt zu machen, gab es auch noch einen einfachen Zugang von der Rückseite. Da erstreckte sich nämlich eine Ziegelmauer, die den Garten von einer unbebauten Wildnis trennte.

Dorthin radelte Kimmo, nachdem er die Vorderseite des Hauses passiert hatte, um sich zu vergewissern, dass die Familie sich auch an ihren strikten Tagesablauf hielt. Dann fuhr er durch die Wildnis und lehnte sein Rad gegen die Mauer. Er benutzte den Kissenbezug, um seine Ausrüstung und die Rose zu transportieren, stieg auf den Fahrradsattel und kletterte mühelos über die Mauer.

Der rückwärtige Garten war schwärzer als die Zunge des Teufels, aber Kimmo hatte früher schon einmal über die Mauer ge-

späht und wusste, was vor ihm lag. Gleich unterhalb der Mauer war ein Komposthaufen, dahinter stand eine Gruppe von Obstbäumen, die sich in dekorativer Unordnung über einen gepflegten Rasen verteilten. Breite Blumenbeete links und rechts davon bildeten die Rabatte. Eins der Beete zog sich um einen Pavillon, das andere zierte ein Gartenhäuschen. Vor dem Haus drüben gab es eine Terrasse mit ungleichmäßigen Pflastersteinen, auf welcher der Regen des letzten Gewitters Pfützen gebildet hatte, dann kam ein Vordach, an dem die Gartenbeleuchtung hing.

Sie schaltete sich automatisch ein, als Kimmo näher trat. Er nickte ihr dankbar zu. Bewegungsmelder, hatte er schon vor langer Zeit erkannt, mussten die geistreiche Erfindung eines Einbrechers sein, denn wann immer sie sich einschalteten, schienen alle anzunehmen, dass nur eine Katze durch den Garten lief. Er hatte jedenfalls noch nie gehört, dass ein Nachbar die Polizei alarmierte, weil irgendwo ein Licht anging. Andererseits hatte er von Einbrecherkollegen gehört, wie viel einfacher der Zugang zur Rückseite eines Hauses durch diese von Bewegungsmeldern gesteuerten Lichter war.

In diesem Fall waren die Lichter bedeutungslos. Die leeren Fenster und das »Zu vermieten«-Schild sagten ihm, dass niemand im Haus zur Rechten wohnte, und das linke Haus hatte weder Fenster zu dieser Seite noch einen Hund, der die eisige Nacht plötzlich mit wildem Gebell erfüllen würde. Soweit Kimmo es beurteilen konnte, war die Luft rein.

Glastüren führten auf die Terrasse, und Kimmo ging darauf zu. Ein kurzer Schlag mit dem Nothammer – eigentlich dafür vorgesehen, im Notfall eine Autoscheibe zu zertrümmern – reichte aus, um ihm Zugang zur Klinke zu verschaffen. Er öffnete die Tür und betrat das Haus. Die Alarmanlage heulte los wie eine Feuersirene.

Der Lärm war ohrenbetäubend, aber Kimmo ignorierte ihn. Er hatte fünf Minuten, vielleicht sogar länger, ehe die Sicherheitsfirma anrief, um hoffnungsvoll nachzufragen, ob der Alarm viel-

leicht nur versehentlich ausgelöst worden sei. Wenn niemand abhob, riefen sie die Kontaktnummern an, die man ihnen gegeben hatte. Führte auch das nicht dazu, das unablässige Geheul zum Verstummen zu bringen, riefen sie vielleicht die Polizei, die dann vielleicht vorbeischaute, um nach dem Rechten zu sehen, vielleicht aber auch nicht. Auf jeden Fall lag diese Eventualität mindestens zwanzig Minuten in der Zukunft, was wiederum zehn Minuten länger war, als Kimmo brauchen würde, um zu finden, wonach er in diesem Haus suchte.

Er war Spezialist auf diesem Gebiet. Die Computer, Laptops, CD- und DVD-Player, Fernseher, Schmuckstücke, Digitalkameras, Palm Pilots und Videorekorder überließ er anderen. Er suchte nach etwas Bestimmtem in den Häusern, in die er einstieg, und das Wunderbare daran war, dass die Gegenstände, die er suchte, immer offen sichtbar und meistens in den Räumen des Erdgeschosses standen. Kimmo ließ den Lichtstrahl seiner Taschenlampe herumwandern. Er befand sich im Esszimmer, und hier gab es nichts abzuräumen. Doch im Wohnzimmer sah er schon vier Stück auf einem Klavier funkeln. Er ging sie holen: Silberrahmen, die er von ihren Fotos befreite – man sollte schließlich rücksichtsvoll sein –, ehe er sie behutsam in seinem Kissenbezug verstaute. Ein weiterer Rahmen fand sich auf einem der Beistelltische. Er steckte ihn ein und begab sich auf die Vorderseite des Hauses, wo in der Diele auf einem Halbmondtisch unter einem Spiegel zwei weitere Silberrahmen aufgestellt waren, zusammen mit einer Porzellandose und einem Blumenarrangement, die er ließ, wo sie waren.

Die Erfahrung lehrte, dass er gute Chancen hatte, den Rest seiner Beute im Elternschlafzimmer zu finden, also lief er eilig die Treppe hinauf, während die Alarmsirene weiter in seinen Ohren gellte. Das Zimmer, das er suchte, war in der obersten Etage, nach hinten gelegen, mit Blick auf den Garten, und er hatte gerade die Taschenlampe eingeschaltet, um sich zu orientieren, als die Sirene abrupt verstummte und das Telefon zu klingeln begann.

Kimmo erstarrte, die eine Hand um die Taschenlampe gelegt, die andere halb nach einem Bilderrahmen ausgestreckt, der das Foto eines Paares in Hochzeitsstaat präsentierte, das sich unter blühenden Zweigen küsste. Nach einem Moment brach das Telefonklingeln ebenso abrupt ab wie der Alarm zuvor, unten ging das Licht an und jemand rief: »Hallo?«, und dann: »Nein. Wir kommen gerade erst nach Hause... Ja. Ja. Die Sirene heulte, aber ich hatte noch keine Gelegenheit... O mein Gott! Gail, lass die Finger von dem Glas!«

Dies reichte aus, um Kimmo klar zu machen, dass die Dinge eine unerwartete Wendung genommen hatten. Er hielt sich nicht damit auf, zu rätseln, was die Familie zu Hause zu suchen hatte, obwohl sie doch eigentlich bei Gran sein sollte oder in der Kirche, beim Yoga, in der Therapie oder wohin sie auch immer gehen mochten, wenn sie das Haus verließen. Stattdessen hastete er zum Fenster links neben dem Bett, während unten eine Frau schrie: »Ronald, es ist jemand im Haus!«

Kimmo brauchte nicht Ronalds polternde Schritte auf der Treppe zu hören oder Gails Rufe: »Nein! Warte!«, um zu begreifen, dass er sich schleunigst verdrücken sollte. Er kämpfte kurz mit dem Schloss des Fensters, schob es dann hoch und stieg mit dem Kissenbezug hindurch, als Ronald gerade in das Schlafzimmer stürmte, bewaffnet mit einem Gegenstand, der wie eine Grillgabel aussah.

Kimmo landete mit einem gewaltigen, dumpfen Aufprall und einem Stöhnen auf dem Vordach zweieinhalb Meter tiefer und verfluchte den Umstand, dass kein Blauregen die Fassade emporranke, an dem er sich wie Tarzan hätte in die Freiheit schwingen können. Er hörte Gail rufen: »Hier ist er! Hier ist er!« und Ronald von oben am Fenster schreien. Ehe er den Garten zur rückwärtigen Mauer durchquerte, wandte er sich noch einmal zum Haus um und schenkte der Frau im Esszimmer ein Grinsen und einen frechen Salut. Sie hielt ein schlaftrunkenes Kind mit schreckgeweiteten Augen im Arm, ein zweites hatte die Hand in ihre Hose gekrallt.

Dann rannte er. Der Kissenbezug schlug ihm bei jedem Schritt gegen den Rücken, und Kimmo lachte in sich hinein. Er bedauerte nur, dass er nicht dazugekommen war, die Rose zu hinterlassen. Als er die Mauer erreichte, hörte er Ronald auf die Terrasse stürmen, aber noch bevor der arme Kerl im Schatten der Bäume ankam, war Kimmo die Mauer hochgeklettert und hinübergesprungen und flüchtete über das unbebaute Grundstück. Wenn die Bullen schließlich kamen – was in einer Stunde oder morgen Mittag sein konnte –, war er längst über alle Berge, nur noch eine verschwommene Erinnerung der Dame des Hauses: ein geschminktes Gesicht unter einer Sweatshirt-Kapuze.

Gott, das hier war das Leben! Das hier war das Beste! Wenn sich herausstellte, dass die Beute Sterlingsilber war, würde er am Freitagmorgen um ein paar hundert Pfund reicher sein. Konnte irgendetwas besser sein? Kimmo glaubte nicht. Was machte es schon, dass er gesagt hatte, er wolle für ein Weilchen ehrlich werden. Er konnte all die Zeit, die er bereits in diesen Job investiert hatte, nicht einfach so abschreiben. Da wär er doch blöd, und wenn es eines gab, was Kimmo Thorne nicht war, dann blöd. Kein bisschen. Keine Chance, meine Herren.

Er war vielleicht eine Meile weit geradelt, als er merkte, dass ihm jemand folgte. Es war allerhand Verkehr auf den Straßen – wann war in London kein Verkehr? –, und ein paar Autos hatten gehupt, als sie ihn überholten. Zuerst dachte er, sie hupten seinetwegen, so wie Autos es oft taten, wenn sie ein Fahrrad zur Seite drängen wollten, aber dann ging ihm auf, dass ihre Ungeduld einem langsam fahrenden Wagen hinter ihm galt, der keine Anstalten machte, ihn zu überholen.

Der Schreck fuhr ihm in die Glieder, denn er fragte sich, ob Ronald es irgendwie geschafft hatte, ihm zu folgen. Er bog in eine Seitenstraße, um sich zu vergewissern, dass es keine Einbildung war und er wirklich verfolgt wurde, und tatsächlich: Die Scheinwerfer in seinem Rücken bogen mit ab. Er war im Begriff, einen Spurt einzulegen, als er neben sich das Brummen eines Motors hörte und dann eine freundliche Stimme, die seinen Namen sagte.

»Kimmo? Bist du's? Was treibst du in diesem Teil der Stadt?«

Kimmo ließ das Fahrrad ausrollen und bremste. Er wandte den Kopf, um festzustellen, wer ihn angesprochen hatte. Als er den Fahrer erkannte, lächelte er und sagte: »Wieso ich? Das Gleiche könnte ich dich fragen.«

Der andere erwiderte das Lächeln. »Sieht so aus, als wär ich auf der Suche nach dir. Soll ich dich ein Stück mitnehmen?«

Das käme gelegen, dachte Kimmo, falls Ronald ihn mit dem Fahrrad hatte flüchten sehen und die Bullen schneller als üblich reagiert hatten. Er wollte jetzt wirklich nicht unbedingt draußen auf der Straße sein. Er hatte außerdem immer noch zwei Meilen vor sich, und es war kalt wie in der Antarktis. Er antwortete: »Aber ich habe das Rad.«

Der andere lachte leise. »Das ist kein Problem, wenn du keins draus machst.«

1

Detective Constable Barbara Havers stellte fest, dass sie ein Glückspilz war: Die Einfahrt war leer. Sie hatte beschlossen, ihre Einkäufe mit dem Wagen und nicht zu Fuß zu erledigen, was immer mit gewissen Risiken verbunden war in dieser Gegend von London, wo ein jeder, der glücklich genug war, einen Parkplatz in der Nähe seines Wohnhauses zu finden, sich mit einer Hingabe daran klammerte wie eine geläuterte Seele an ihren Retter. Doch sie hatte allerhand einzukaufen gehabt, und die Vorstellung, die Sachen in der Kälte vom Lebensmittelladen bis nach Hause tragen zu müssen, hatte sie schaudern lassen. Also hatte sie sich fürs Auto entschieden und das Beste gehofft. Ohne Gewissensbisse belegte sie die Einfahrt des gelben, edwardianischen Wohnhauses, hinter dem ihr winziger Bungalow lag, mit Beschlag. Sie lauschte dem Husten und Röcheln ihres Minis, während sie den Motor abstellte, und nahm sich zum fünfzehnten Mal in diesem Monat vor, einen Mechaniker nach dem Wagen schauen zu lassen, der – so konnte man nur hoffen – nicht ihr letztes Hemd dafür verlangen würde, den Fehler zu reparieren, der dazu führte, dass ihr Auto rülpste wie ein magenkranker Rentner.

Sie stieg aus und klappte den Sitz nach vorn, um die erste ihrer Einkaufsstüten vom Rücksitz zu holen. Sie trug vier Tüten auf dem Arm, als sie ihren Namen hörte.

Jemand sang: »Barbara! Barbara! Guck mal, was ich im Schrank gefunden habe!«

Barbara richtete sich auf und schaute in die Richtung, aus der

die glockenhelle Stimme kam. Die kleine Tochter ihres Nachbarn saß auf der verwitterten Holzbank vor der Erdgeschosswohnung des altehrwürdigen, zum Mehrfamilienhaus umgewandelten Gebäudes. Sie hatte die Schuhe ausgezogen und versuchte, sich in ein Paar Inlineskates zu kämpfen. Sie sahen ein paar Nummern zu groß aus, fand Barbara. Hadiyyah war erst acht Jahre alt, und die Skates waren eindeutig für einen Erwachsenen gedacht.

»Die gehören Mummy«, klärte Hadiyyah sie auf, als habe sie Barbaras Gedanken gelesen. »Wie gesagt, ich hab sie im Schrank gefunden. Ich bin noch nie mit ihnen gefahren. Vermutlich sind sie mir zu groß, aber ich hab Küchenpapier reingestopft. Dad weiß nichts davon.«

»Von dem Küchenpapier?«

Hadiyyah kicherte. »Quatsch! Er weiß nicht, dass ich sie gefunden hab.«

»Vielleicht will er nicht, dass du sie benutzt.«

»Sie waren aber nicht *versteckt*. Nur weggeräumt. Bis Mummy wieder nach Hause kommt, nehme ich an. Sie ist in ...«

»Kanada. Ich weiß.« Barbara nickte. »Also, sei schön vorsichtig mit den Dingen. Dein Dad wird nicht glücklich sein, wenn du fällst und dir den Kopf einschlägst. Hast du einen Helm oder so was?«

Hadiyyah sah auf ihre Füße hinab – einer mit dem Inlineskate, einer nur mit der Socke bekleidet – und dachte darüber nach. »Brauche ich das?«

»Vorsichtsmaßnahme«, erklärte Barbara. »Auch mit Rücksicht auf die Straßenkehrer. Es verhindert, dass das Gehirn der Inlineskater auf die Bürgersteige spritzt.«

Hadiyyah verdrehte die Augen. »Ich weiß, dass du nur Spaß machst.«

Barbara hob die Hand zum Schwur. »So wahr mir Gott helfe. Wo ist denn dein Dad überhaupt? Bist du heute allein?« Mit einem Fußtritt öffnete sie das Törchen zu dem gepflasterten Weg, der zum Haus führte, und überlegte, ob sie Taymullah Azhar

noch einmal darauf ansprechen sollte, dass er seine Tochter öfter allein ließ. Auch wenn es stimmte, dass das nur selten vorkam, hatte sie ihm doch angeboten, dass sie gern bereit war, sich in ihrer Freizeit um Hadiyyah zu kümmern, wenn er an der Universität eine Sprechstunde abhalten oder die Arbeit im Labor überwachen musste. Hadiyyah war für eine Achtjährige erstaunlich selbstständig, aber letztlich war sie doch immer noch das: Eine Achtjährige, die naiver war als ihre Altersgenossinnen, zum Teil aufgrund einer Kultur, die sie von allem abschirmte, zum Teil aufgrund der Tatsache, dass ihre englische Mutter sie verlassen hatte und nun schon seit fast einem Jahr »in Kanada« war.

»Er ist losgezogen, um mir eine Überraschung zu kaufen«, berichtete Hadiyyah sachlich. »Er denkt, ich weiß das nicht. Er denkt, *ich* denke, dass er nur was zu erledigen hat, aber ich weiß, was er in Wirklichkeit macht. Es ist, weil er traurig ist, und er meint, ich bin traurig, was nicht stimmt, aber er will, dass ich wieder fröhlich bin. Also hat er gesagt: ›Ich muss etwas erledigen, Kushi‹, und ich soll glauben, es hat nichts mit mir zu tun. Hast du deine Einkäufe gemacht? Kann ich dir helfen, Barbara?«

»Es sind noch mehr Tüten im Auto. Wenn du sie holen willst...«, antwortete Barbara.

Hadiyyah glitt von der Bank und – einen Skate angezogen – humpelte zum Auto hinüber und holte die restlichen Tüten heraus. Barbara wartete an der Hausecke. Als Hadiyyah sich ihr hinkend anschloss, fragte sie: »Was ist denn der Anlass?«

Hadiyyah folgte ihr zum Ende des Grundstücks, wo Barbaras Bungalow stand. Er glich eher einem um Vornehmheit bemühten Gartenhäuschen, war halb von einer Falschen Akazie verborgen und ließ grüne Farbflocken auf ein Blumenbeet rieseln, das dringend bepflanzt werden musste. »Hm?«, machte Hadiyyah. Aus der Nähe erkannte Barbara, dass sie den Kopfhörer eines Discman um den Hals trug. Das Gerät war am Bund ihrer Blue Jeans befestigt. undefinierbare Klänge drangen blechern

aus den Ohrstöpseln. Nur eine weibliche Stimme war auszumachen. Hadiyyah schien sie gar nicht zu bemerken.

»Die Überraschung«, sagte Barbara und schloss ihre Haustür auf. »Du hast gesagt, dein Dad sei unterwegs, um eine Überraschung für dich zu besorgen.«

»Ach, das.« Hadiyyah humpelte hinein und stellte die Tüten auf den Esstisch, wo die Post von mehreren Tagen sich mit vier Ausgaben des *Evening Standard*, einem Korb voll schmutziger Wäsche und einem leeren Vanillepuddingkarton vermischte. Das alles ergab ein unschönes Durcheinander, und das gewohnheitsmäßig ordentliche kleine Mädchen betrachtete es mit einem vielsagenden Stirnrunzeln. »Du hältst deine Sachen nicht in Ordnung«, schalt sie.

»Sehr scharfsinnig erkannt«, murmelte Barbara. »Und die Überraschung? Ich weiß, dass du nicht Geburtstag hast.«

Hadiyyah klopfte mit dem Inlineskate auf den Boden und wirkte plötzlich verlegen, was ihr ganz und gar nicht ähnlich sah. Barbara stellte fest, dass sie sich das dunkle Haar heute selbst geflochten hatte, denn ihr Scheitel ergab ein Zickzackmuster, und die roten Schleifen am Ende der Zöpfe waren schief angebracht, die eine Schleife zwei Zentimeter höher als die andere. »Na ja«, begann sie, während Barbara den Inhalt der ersten Einkaufstüte auf der Arbeitsplatte ausbreitete. »Er hat es nicht direkt gesagt, aber ich nehme an, es hat damit zu tun, dass Mrs. Thompson ihn angerufen hat.«

Barbara erkannte den Namen von Hadiyyahs Lehrerin. Sie warf dem kleinen Mädchen über die Schulter einen Blick zu und zog fragend eine Augenbraue hoch.

»Weißt du, es gab eine Teeparty«, berichtete Hadiyyah. »Na ja, es war nicht wirklich eine Teeparty, aber so haben sie's genannt, denn wenn sie gesagt hätten, was es wirklich war, wär es allen so peinlich gewesen, dass keiner hingegangen wäre. Und sie wollten, dass alle hingingen.«

»Warum? Was war es wirklich?«

Hadiyyah wandte sich ab und begann, die Tüten auszupa-

cken, die sie aus dem Mini geholt hatte. Barbara erfuhr, dass es mehr ein Event als eine Teeparty gewesen war. Oder eigentlich mehr ein Meeting als ein Event. Mrs. Thompson hatte eine Dame eingeladen, die ihnen etwas über ihre *Körper* erzählen sollte, und alle Mädchen aus der Klasse und ihre Mütter waren gekommen, um sich das anzuhören, und dann konnten sie Fragen stellen, und danach gab es Limo und Kekse und Kuchen. Also, Mrs. Thompson hatte es eine Teeparty genannt, obwohl niemand wirklich Tee getrunken hatte. Da Hadiyyah keine Mutter hatte, die sie mitnehmen konnte, hatte sie sich vor der Teilnahme gedrückt. Darum hatte Mrs. Thompson ihren Vater angerufen, denn, wie sie schon zuvor gesagt hatte, alle sollten teilnehmen.

»Dad sagt, er wär mit mir hingegangen«, erzählte Hadiyyah. »Aber das wär *grauenhaft* gewesen. Außerdem hat Meagan Dobson mir sowieso erzählt, worum es ging. Mädchenkram. Babys. Jungen. *Periode*.« Sie verzog schauernd das Gesicht. »Du weißt schon.«

»Ah. Verstehe.« Barbara konnte sich vorstellen, wie Azhar auf den Anruf der Lehrerin reagiert hatte. Sie hatte noch nie einen Menschen getroffen, der so stolz war wie der pakistanische Professor, ihr Nachbar. »Tja, Herzchen, wenn du wieder mal eine Freundin als Ersatz für deine Mum brauchst, stehe ich gern zur Verfügung«, erklärte sie.

»Das ist ja toll!«, rief Hadiyyah. Zuerst glaubte Barbara, dies beziehe sich auf ihr Angebot als Mutterersatz, aber dann sah sie, dass ihre kleine Freundin einen Karton aus einer der Lebensmitteltüten herausgezogen hatte: *Choctastic Pop-Tarts* – schokoladefüllte Teigtaschen für den Toaster. »Isst du die zum Frühstück?«, fragte Hadiyyah seufzend.

»Die perfekte Schnellnahrung für die Karrierefrau in Eile«, erklärte Barbara ihr. »Sagen wir, es ist unser kleines Geheimnis, okay? Eines von vielen.«

»Und was ist das hier?«, fragte Hadiyyah, als habe sie Barbara gar nicht gehört. »Oh, *herrlich!* Sahneeisriegel! Wenn ich groß bin, werd ich genauso essen wie du.«

»Ich lege Wert darauf, alle wichtigen Nahrungsgruppen zu berücksichtigen«, erklärte Barbara. »Schokolade, Zucker, Fett und Tabak. Apropos, sind dir die Players zufällig schon begegnet?«

»Du darfst nicht rauchen«, entgegnete Hadiyyah, durchwühlte eine der Tüten und förderte eine Zigarettenschachtel zutage. »Dad versucht aufzuhören. Hab ich dir das schon erzählt? Mummy wird sich ja so freuen. Sie hat ihn andauernd gebeten, aufzuhören. ›Hari, deine Lungen werden ganz fies, wenn du das nicht sein lässt‹, hat sie immer zu ihm gesagt. *Ich* rauche nicht.«

»Das will ich auch hoffen«, antwortete Barbara.

»Manche von den Jungs rauchen. Sie stehen draußen auf der Straße vor der Schule. Die größeren Jungs. *Und* sie ziehen das Hemd aus der Hose, Barbara. Ich nehme an, sie meinen, damit sehen sie cool aus, aber ich finde, sie sehen ...« Sie runzelte nachdenklich die Stirn. »...grässlich aus«, schloss sie. »Absolut grässlich.«

»Pfauen und ihre Schwanzfedern«, stimmte Barbara zu.

»Hm?«

»Männchen einer Spezies, die Weibchen anlocken wollen. Und ohne das Gehabe hätten sie keine Chance. Interessant, oder? Eigentlich sollten die Männer Make-up tragen.«

Hadiyyah kicherte und sagte: »Dad wär bestimmt ein toller Anblick mit Lippenstift, was?«

»Er könnte sich vor den Frauen wahrscheinlich gar nicht retten.«

»*Das* wäre Mummy aber bestimmt nicht recht«, merkte Hadiyyah an. Sie ergriff vier Dosen *All Day Breakfast* – Barbaras bevorzugtes Notfallabendessen nach einem ungewöhnlich langen Arbeitstag – und trug sie zum Schrank über der Spüle.

»Nein, sicher nicht«, stimmte Barbara zu. »Hadiyyah, was ist dieses fürchterliche Gekreis da um deinen Hals eigentlich?« Sie nahm dem kleinen Mädchen die Dosen ab und wies auf die Kopfhörer, aus denen nach wie vor irgendwelche fragwürdige Popmusik quälte.

»Nobanzi«, antwortete Hadiyyah geheimnisvoll.

»No – was?«

»Nobanzi. Die sind klasse. Schau.« Aus der Jackentasche beförderte sie die Plastikhülle der CD ans Licht. Das Cover zeigte drei Magersüchtige in den Zwanzigern mit winzigen bauchfreien Tops und Jeans, die so eng waren, dass das einzige Geheimnis, welches sie offen ließen, die Frage war, wie sie sich hineingezwängt haben mochten.

»Ah«, sagte Barbara. »Vorbilder für unsere Jugend. Also, gib her. Lass mich mal reinhören.«

Hadiyyah überreichte ihr die Kopfhörer, die Barbara sich aufsetzte. Zerstreut griff sie nach einer Schachtel Players und schüttelte trotz Hadiyyahs Protestlaut eine Zigarette heraus. Sie zündete sie an, während etwas, das der Refrain eines Liedes sein mochte – wenn man es Lied nennen wollte – in ihre Ohren drang. Nobanzi waren nicht gerade die Vandellas, mit oder ohne Martha, entschied Barbara. Der Text bestand aus unverständlichen Wortfetzen. Orgiastisches Stöhnen im Hintergrund ersetzte offenbar sowohl den Bass als auch das Schlagzeug.

Barbara nahm die Kopfhörer ab und gab sie zurück. Sie zog an ihrer Zigarette und sah Hadiyyah mit zur Seite geneigtem Kopf neugierig an.

»Sind sie nicht *super*?«, fragte Hadiyyah. Sie nahm Barbara die CD-Hülle ab und zeigte auf das Mädchen in der Mitte, die zweifarbige Dreadlocks trug und eine rauchende Pistole auf die rechte Brust tätowiert hatte. »Das ist Juno. Die find ich am tollsten. Sie hat ein Baby, das Nofretete heißt. Ist sie nicht süß?«

»Genau das Wort, das mir auch in den Sinn kam.« Barbara knüllte die leeren Plastiktüten zusammen und stopfte sie in den Schrank unter der Spüle. Sie öffnete die Besteckschublade und fand ganz hinten Haftnotizen, die sie normalerweise benutzte, um sich bevorstehende Großereignisse zu notieren wie etwa: »Gelegentlich mal wieder Augenbrauen zupfen« oder »Putz endlich dieses eklige Klo«. Dieses Mal jedoch schrieb sie vier Wörter auf und sagte zu ihrer kleinen Freundin: »Komm mit. Es wird Zeit, dass sich jemand um deine Bildung kümmert.«

Sie schnappte sich ihre Schultertasche und führte Hadiyyah wieder zur Frontseite des Haupthauses, wo die Schuhe des kleinen Mädchens am Eingang der Erdgeschosswohnung unter der Bank lagen. Barbara sagte ihr, sie solle die Schuhe anziehen, während sie selbst die Notiz an die Eingangstür heftete.

Als Hadiyyah fertig war, sagte Barbara: »Komm mit. Ich habe deinem Dad Bescheid gegeben.« Und damit machten sie sich auf den Weg Richtung Chalk Farm Road.

»Wohin gehen wir?«, fragte Hadiyyah. »Werden wir ein Abenteuer erleben?«

Barbara antwortete: »Lass mich dir eine Frage stellen. Nicke, wenn einer dieser Namen dir bekannt vorkommt. Buddy Holly. Nein? Richie Valens. Nein? The Big Bopper. Nein? Elvis. Na ja, natürlich. Wer hätte nicht schon mal von Elvis gehört, aber das zählt nicht. Was ist mit Chuck Berry? Little Richard? Jerry Lee Lewis? ›Great Balls of Fire‹. Kommt dir das bekannt vor? Nein? Verflucht noch mal, was lernt ihr eigentlich in der Schule?«

»Du sollst nicht fluchen«, sagte Hadiyyah.

Nachdem sie die Chalk Farm Road erreicht hatten, war es nicht mehr weit zu ihrem Ziel: Der Virgin Megastore auf der Camden High Street. Um dorthin zu gelangen, mussten sie allerdings die Einkaufsmeile passieren, die, soweit Barbara beurteilen konnte, mit keiner anderen in der Stadt vergleichbar war: Die Gehwege waren bevölkert von jungen Menschen jeder Hautfarbe, Religion und Körperkultvariation, aus allen Richtungen beschallt mit einer dröhnenden Kakophonie von Musik und durchsetzt mit unzähligen Duftnoten von Patschuli bis *Fish and Chips*. Hier hatten die Geschäfte Logos in Gestalt riesiger Katzen oder einer gigantischen unteren Torsohälfte in Blue Jeans und Riesenstiefeln oder eines Flugzeugs mit der Nase nach unten ... Diese Firmenschilder hatten meistens nur einen marginalen Bezug zu den angebotenen Waren in den jeweiligen Läden, die hauptsächlich Dinge in Schwarz und aus Leder verkauften. Schwarzes Leder. Schwarzes Kunstleder. Schwarzer Webpelz auf schwarzem Kunstleder.

Hadiyyah nahm all dies mit dem Gesichtsausdruck einer Novizin in sich auf, was Barbara zum ersten Mal auf den Gedanken brachte, dass das kleine Mädchen nie zuvor auf der Camden High Street gewesen war, obwohl diese doch gar nicht weit von ihrem Haus entfernt lag. Hadiyyah folgte ihr, die Augen groß wie Radkappen, die Lippen geöffnet, das Gesicht verzückt. Barbara musste sie zwischen den Menschen hindurchführen und legte eine Hand auf ihre Schulter, um zu verhindern, dass sie beide im Gedränge getrennt wurden.

»Toll, *toll!*«, flüsterte Hadiyyah. »O Barbara, das ist viel besser als eine Überraschung.«

»Ich freu mich, dass es dir gefällt«, erwiderte Barbara.

»Gehen wir in die Läden?«

»Sobald ich deine Bildung aufgebessert habe.«

Sie brachte sie in die Abteilung »Classic Rock 'n' Roll« des Megastores. »Das hier«, klärte Barbara sie auf, »ist Musik. Also... womit fängst du am besten an...? Ach, eigentlich ist das doch gar keine Frage. Denn letzten Endes gibt es nur einen Meister und dann den ganzen Rest. Also...«

Sie suchte die Abteilung »H« und dann innerhalb der Abteilung das einzige »H«, das zählte. Sie ging die CDs durch, schaute die Listen der Songs auf den Rückseiten an, während Hadiyyah neben ihr stand und die Fotos von Buddy Holly auf den Covern studierte.

»Sieht ein bisschen komisch aus«, bemerkte sie.

»Pass auf, was du sagst. Hier. Das ist das Richtige. Da ist ›Raining in My Heart‹ drauf, wovon du garantiert in Ohnmacht fällst, und wenn du ›Rave On‹ hörst, wirst du auf der Küchenanrichte tanzen wollen. *Das*, Herzchen, ist Rock 'n' Roll. Noch in hundert Jahren werden die Menschen Buddy Holly hören, das schwör ich dir. Nobuki hingegen...«

»Nobanzi«, verbesserte Hadiyyah geduldig.

»...werden nächste Woche Schnee von gestern sein. Verschwunden und vergessen, während der Meister bis in alle Ewigkeit weiter rockt. Dies hier, mein Kind, ist *Musik*.«

Hadiyyahs Gesichtsausdruck verriet ihre Zweifel. »Aber er hat so eine merkwürdige Brille«, wandte sie ein.

»Na ja, schon. Aber so war damals eben die Mode. Er ist seit Ewigkeiten tot. Flugzeugabsturz. Schlechtes Wetter. Wollte unbedingt nach Hause zu seiner schwangeren Frau.« Zu jung, dachte Barbara. Zu sehr in Eile.

»Wie traurig.« Hadiyyah sah das Foto von Buddy Holly nun mit anderen Augen.

Barbara bezahlte die CD und riss die Plastikfolie ab, holte die CD aus der Hülle heraus und legte sie an Stelle von Nobanzi in den Discman ein. Dann sagte sie: »Tu deinen Ohren mal was Gutes«, und als die Musik einsetzte, führte sie Hadiyyah zurück auf die Straße.

Wie versprochen brachte Barbara sie in einige der Läden, wo die »Heute in, morgen out«-Mode auf überfüllten Ständern und an den Wänden hing. Dutzende Teenager warfen mit Geld um sich, als sei eben in den Nachrichten der Weltuntergang angekündigt worden, und sie alle wirkten so uniform, dass Barbara ihre kleine Begleiterin anschaute und betete, Hadiyyah möge sich ihre Arglosigkeit, die sie zu einem so liebenswerten Menschen machte, für immer bewahren. Barbara konnte sich einfach nicht vorstellen, dass sie sich je in einen Londoner Teenager verwandeln würde, der es nicht erwarten konnte, erwachsen zu werden, das Handy ans Ohr gepresst, angemalt mit Lippenstift und Lidschatten, ihr kleiner Arsch in enge Blue Jeans gezwängt, und hochhackige Stiefel, die ihre Füße ruinierten. Und ganz sicher konnte Barbara sich nicht vorstellen, dass der Vater des kleinen Mädchens seine Tochter in solch einer Montur je auf die Straße lassen würde.

Hier und heute nahm Hadiyyah alles mit der Hingabe eines Kindes in sich auf, das zum ersten Mal im Leben auf der Kirmes ist, während Buddy Holly in ihr Herz rieselte. Erst als sie schon wieder auf der Chalk Farm Road waren, wo die Menschen womöglich noch lauter und bunter waren, nahm Hadiyyah die Kopfhörer ab und sagte schließlich: »Von jetzt an will ich jede

Woche hierher. Kommst du mit mir, Barbara? Ich könnte mein Taschengeld sparen, und wir könnten Mittagessen gehen und durch alle Geschäfte bummeln. Heute geht es leider nicht, denn ich sollte zu Hause sein, bevor Dad zurückkommt. Er wäre bestimmt sauer, wenn er erfährt, wo wir waren.«

»Wirklich? Warum?«

»Oh, weil er mir verboten hat, hierher zu gehen«, antwortete Hadiyyah treuherzig. »Dad hat gesagt, wenn er mich je auf der Camden High Street erwischt, würd er mich verhauen, bis ich nicht mehr sitzen kann. Du hast doch nicht auf den Zettel geschrieben, wohin wir gegangen sind, oder?«

Barbara fluchte innerlich. Sie hatte die möglichen Folgen dieses unschuldigen Ausflugs zum Plattengeschäft nicht bedacht. Für einen Moment hatte sie das Gefühl, als habe sie die Unschuld verdorben, doch dann war sie erleichtert, dass ihre Notiz an Taymullah Azhar nur aus den vier Wörtern »Hadiyyah ist bei mir« und ihrer Unterschrift bestanden hatte. Jetzt hing alles von Hadiyyahs Diskretion ab... Doch als sie die Begeisterung des kleinen Mädchens sah, musste Barbara sich eingestehen, die Chancen standen schlecht, dass Hadiyyah die Freude, die dieser Ausflug ihr gemacht hatte, vor ihrem Vater würde verbergen können – ganz gleich, wie fest sie im Moment entschlossen sein mochte, vor ihm geheim zu halten, wo sie während seines Einkaufs gewesen war.

»Ich habe nicht ausdrücklich geschrieben, wohin wir wollten«, räumte Barbara ein.

»Oh, das ist super«, erwiderte Hadiyyah. »Denn wenn er's wüsste... Ich bin nicht versessen darauf, verhauen zu werden, du etwa, Barbara?«

»Meinst du, er würde wirklich...?«

»Oh, schau mal!«, rief Hadiyyah. »Wie heißt das hier? Und es riecht so *himmlisch*. Wird hier irgendwo gekocht? Können wir reingehen?«

»Das hier« war der Camden Lock Market, an dem ihr Heimweg sie vorbeiführte. Der Markt erstreckte sich entlang des

Ufers des Grand Union Canal, und die Düfte der Fressbuden wehten bis zu ihnen herüber. Rap-Musik dröhnte aus einem der Läden, und die Rufe der Marktschreier, die alles – von gefüllten Folienkartoffeln bis Hähnchen Tikka Masala – feilboten, waren gerade noch auszumachen.

»Barbara, können wir da reingehen?«, wiederholte Hadiyyah.
»So was hab ich ja noch *nie* gesehen! Und Dad muss es *nie* erfahren. Wir werden nicht verhauen. Ich verspreche es, Barbara.«

Barbara sah in ihr strahlendes Gesicht und wusste, sie konnte Hadiyyah das harmlose Vergnügen, einmal über den Markt zu schlendern, nicht versagen. Was konnte es denn schon schaden, wenn sie sich noch ein halbes Stündchen gönnten, um zwischen den Kerzen, den Räucherstäbchen, T-Shirts und Tüchern zu flanieren. Sie würde Hadiyyah von den Drogenzubehör- und Piercingständen ablenken, wenn sie daran vorbeikamen. Und was Camden Lock Market sonst zu bieten hatte, war größtenteils harmlos.

Barbara lächelte ihre kleine Freundin an. »Ach, was soll's. Gehen wir.«

Sie waren jedoch erst zwei Schritte Richtung Markt gegangen, als Barbaras Handy klingelte. »Sekunde mal«, sagte Barbara zu Hadiyyah und las die Anrufernummer im Display. Als sie sie erkannte, wusste sie, dass es wahrscheinlich keine guten Neuigkeiten gab.

»Es gibt Arbeit«, sagte Thomas Lynley, zur Zeit Interim Superintendent. Ein Unterton von Anspannung lag in seiner Stimme, der sich mit seinem nächsten Satz erklärte: »Kommen Sie so schnell wie möglich in Hilliers Büro.«

»*Hillier?*« Barbara starrte ihr Handy an, als sei es ein Gegenstand aus einer fremden Galaxie, während Hadiyyah geduldig an ihrer Seite wartete, mit der Schuhspitze einen Riss im Pflaster nachzog und die Menschen betrachtete, die sich auf dem Weg zu einem der Märkte an ihnen vorbeidrängten. »AC Hillier kann nicht nach mir verlangt haben.«

»Sie haben eine Stunde«, eröffnete Lynley ihr.

»Aber Sir...«

»Er hat anfangs gesagt, dreißig Minuten, aber wir haben verhandelt. Wo sind Sie?«

»Camden Lock Market.«

»Schaffen Sie es, in einer Stunde hier zu sein?«

»Ich tu mein Bestes.« Barbara beendete die Verbindung und steckte das Telefon in ihre Umhängetasche. »Herzchen, das müssen wir verschieben«, sagte sie. »Ich muss zur Arbeit.«

»Ist was Schlimmes passiert?«, fragte Hadiyyah.

»Vielleicht ja, vielleicht nein.«

Barbara hoffte Letzteres. Sie hoffte, diese Einbestellung bedeutete, dass die Zeit ihrer Abstrafung vorüber war. Seit Monaten durchlitt sie jetzt schon die Demütigung der Degradierung, und wann immer Assistant Commissioner Sir David Hilliers Name fiel, konnte sie es nicht verhindern, zu hoffen, dass das Ende dessen, was sie als ihre berufliche Ächtung betrachtete, endlich gekommen war. Und jetzt wurde sie angefordert, sollte in AC Hilliers Büro kommen, zu Hillier selbst und zu Lynley, der, wie Barbara wusste, beinah seit dem Moment ihrer Degradierung taktiert und versucht hatte, ihr wieder zu ihrem alten Rang zu verhelfen.

Sie und Hadiyyah trabten im wahrsten Sinne des Wortes zurück nach Eton Villas. Sie trennten sich an der Gabelung des gepflasterten Weges an der Hausecke. Hadiyyah winkte ihr zu, ehe sie zur Erdgeschosswohnung hinüberhüpfte. Barbara sah, dass die Haftnotiz, die sie für den Vater des kleinen Mädchens an der Tür hinterlassen hatte, verschwunden war. Daraus schloss sie, dass Azhar mit der Überraschung für seine Tochter nach Hause gekommen war, und begab sich zu ihrem Bungalow, um sich in aller Eile umzuziehen.

Die erste Entscheidung, die es zu treffen galt – und zwar schnell, denn von der Stunde, die Lynley ihr gegeben hatte, waren nach der hastigen Heimkehr vom Markt an der Chalk Farm Road nur noch fünfundvierzig Minuten übrig –, war, was sie an-

ziehen sollte. Ihre Garderobe musste Professionalität ausstrahlen, ohne den Eindruck zu erwecken, als buhle sie um Hilliers Gunst. Eine Hose mit passendem Jackett würde Ersteres bewerkstelligen, ohne Letzterem zu nahe zu kommen. Also: Eine Hose mit passendem Jackett musste her.

Sie fand sie, wo sie sie zurückgelassen hatte, nämlich zu einem Bündel zusammengeknüllt hinter dem Fernseher. Sie konnte sich nicht genau erinnern, wie sie dorthin gekommen waren, und schüttelte sie aus, um den Schaden zu begutachten. Ah, es geht doch nichts über Polyester, dachte sie. Man konnte von einer Büffelherde niedergetrampelt werden, ohne eine einzige Knitterfalte davonzutragen.

Sie machte sich daran, eine Art Ensemble zusammenzustellen. Dies bedeutete nicht den Ausdruck ihres Modebewusstseins, sondern lediglich, rasch in die Hose zu schlüpfen und nach einer Bluse ohne zu viele sichtbare Falten zu wühlen. Dann wählte sie die am wenigsten provozierenden Schuhe, die sie besaß – ein Paar derber, abgewetzter Halbschuhe, die sie statt der roten, knöchelhohen Turnschuhe anzog, die sie normalerweise bevorzugte –, und nach fünf Minuten war sie fertig, schnappte sich zwei *Choctastic Pop-Tarts* und stopfte sie auf dem Weg zur Tür in ihre Tasche.

Draußen galt es, die Frage des Transportmittels zu entscheiden. Auto, Bus oder U-Bahn? Alle drei bargen Risiken. Der Bus musste sich durch die verstopfte Arterie quälen, welche die Chalk Farm Road war. Das Auto würde eine kreative Schleichwegfahrt erfordern. Und was die U-Bahn betraf... Die U-Bahn-Linie, die am Bahnhof Chalk Farm hielt, war die für ihre Unzuverlässigkeit berüchtigte Northern Line. Selbst an guten Tagen betrug allein die Wartezeit oft zwanzig Minuten.

Barbara entschied sich für ihr Auto. Sie überlegte sich eine Route, die Dädalus vor Neid hätte erblassen lassen, und schaffte es mit nur elfeinhalb Minuten Verspätung nach Westminster. Dennoch wusste sie natürlich, dass nichts außer absoluter Pünktlichkeit Hillier zufrieden stellen konnte, darum bog sie mit

qualmenden Reifen in die Tiefgarage an der Victoria Street, und nachdem sie das Auto abgestellt hatte, rannte sie zu den Aufzügen.

Sie hielt in dem Stockwerk, wo Lynley vorübergehend sein Büro hatte, in der Hoffnung, dass er Hillier die elfeinhalb Minuten hingehalten hatte. Das war jedoch nicht der Fall, oder zumindest legte sein leeres Büro diesen Schluss nahe. Dorothea Harriman, die Abteilungssekretärin, bestätigte Barbaras Verdacht.

»Er ist oben beim Assistant Commissioner, Detective Constable«, berichtete sie. »Er sagte, Sie sollen hinaufkommen und sich ihnen anschließen. Wissen Sie, dass der Saum Ihrer Hose gerissen ist?«

»Ehrlich? Verdammt.«

»Ich hätte eine Nadel, wenn Sie wollen.«

»Keine Zeit, Dee. Haben Sie zufällig auch eine Sicherheitsnadel?«

Dorothea ging an ihren Schreibtisch. Barbara wusste, wie unwahrscheinlich es war, dass die andere Frau eine Sicherheitsnadel besaß. Dees Erscheinung war immer so perfekt, dass man sich gar nicht vorstellen konnte, wozu sie Nähzeug besitzen sollte. Sie sagte: »Ich fürchte, nein, Detective Constable. Tut mir Leid. Aber wie wär's hiermit?« Sie hielt den Tacker hoch.

»Her damit«, antwortete Barbara. »Aber beeilen Sie sich. Ich bin spät dran.«

»Ich weiß. An Ihrer Manschette fehlt übrigens ein Knopf«, bemerkte Dorothea. »Und da ist... Detective Constable, Sie haben... Haben Sie sich mit Ihrer Hose in den Staub gesetzt?«

»Oh, verdammt. *Verdammt*«, schimpfte Barbara. »Was soll's. Er wird mich einfach so nehmen müssen, wie ich bin.«

Mit offenen Armen würde er sie wahrscheinlich so oder so nicht empfangen, dachte Barbara, während sie zum Tower Block hinüberlief und den Aufzug zu Hilliers Büro nahm. Seit mindestens vier Jahren wollte er sie feuern, und nur die Interventionen von dritter Seite hatten das bislang verhindern können.

Hilliers Sekretärin, die sich selbst immer Judi-mit-i Mac-Intosh nannte, sagte Barbara, sie solle gleich eintreten. Sir David warte schon auf sie. *Warte* zusammen mit Superintendent Lynley schon einige Minuten, fügte sie hinzu. Sie lächelte gezwungen und wies auf die Tür.

Drinnen fand Barbara Hillier und Lynley bei einer Telefonkonferenz mit jemandem, der über Hilliers Lautsprecher etwas von »Vorbereitung zu Schadensbegrenzungsmaßnahmen« sagte.

»Ich nehme an, das heißt, wir sollten eine Pressekonferenz geben«, bemerkte Hillier. »Und zwar bald, damit es nicht den Eindruck erweckt, wir täten es nur, um Fleet Street zu besänftigen. Bis wann können Sie das auf die Beine stellen?«

»Wir kümmern uns sofort darum. Wollen Sie persönlich in Erscheinung treten?«

»Allerdings. Und zwar mit einem pressewirksamen Mitarbeiter an meiner Seite.«

»In Ordnung. Ich melde mich, David.«

»David« und »Schadensbegrenzung«, dachte Barbara. Bei dem Anrufer handelte es sich offenbar um einen Pappkopf von der Pressestelle.

Hillier beendete das Gespräch. Er schaute Lynley an, sagte: »Also?«, und dann entdeckte er Barbara an der Tür. »Wo, zum Henker, waren Sie, Constable?«, schnauzte er.

So viel also zu meinen Chancen, etwas für meinen angeschlagenen Ruf zu tun, dachte Barbara. »Tut mir Leid, Sir«, antwortete sie, während Lynley sich in seinem Stuhl umdrehte. »Der Verkehr war mörderisch.«

»Das Leben ist mörderisch«, erwiderte Hillier. »Aber das hindert uns nicht, es zu leben.«

Der König der Unlogik, dachte Barbara. Sie schaute kurz zu Lynley hinüber, der unauffällig warnend einen Zeigefinger hob. »Ja, Sir«, antwortete sie nur und schloss sich den beiden Männern am Konferenztisch an, wo Lynley saß und wohin Hillier sich nach Beendigung seines Telefonats begeben hatte. Sie zog einen Stuhl zurück und glitt so diskret, wie sie konnte, darauf.

Sie sah vier Fotoserien auf dem Tisch liegen, die vier verschiedene Leichen zeigten. Soweit sie es von ihrem Platz aus beurteilen konnte, handelte es sich um halbwüchsige Jungen, die auf dem Rücken lagen, die Hände auf der Brust gefaltet wie bei den Reliefs auf Sarkophagen. Man hätte meinen können, sie schliefen, wäre ihre Gesichtsfarbe nicht bläulich verfärbt gewesen und hätten die Häse nicht Strangulationsmale aufgewiesen.

Barbara schürzte die Lippen. »Verdammt Mist. Wann sind sie ...«

»Im Laufe der letzten drei Monate«, erklärte Hillier.

»Drei Monate? Aber warum hat niemand...« Barbara sah von Hillier zu Lynley. Sie sah, dass Lynley tief besorgt schien. Hillier, der Meister des politischen Instinkts, wirkte beunruhigt. »Ich habe bisher nicht ein Sterbenswort über diese Sache gehört. Oder in der Zeitung gelesen. Oder Fernsehberichte gesehen. Vier Tote. Der gleiche *Modus Operandi*. Alle Opfer sind jung. Alle männlich.«

»Bitte versuchen Sie, nicht wie eine hysterische Nachrichtensprecherin im Privatfernsehen zu klingen«, warf Hillier ein.

Lynley bewegte sich auf seinem Stuhl. Er warf Barbara einen Blick zu. Die braunen Augen rieten ihr, sich zurückzuhalten und nicht zu sagen, was sie beide dachten, bis sie irgendwo allein waren.

Na schön, dachte Barbara. Ganz wie er wollte. Betont sachlich fragte sie: »Also, um wen handelt es sich bei den Opfern?«

»A, B, C und D. Wir haben noch keine Namen.«

»Niemand hat sie als vermisst gemeldet? In drei Monaten?«

»Das ist offenbar Teil des Problems«, sagte Lynley.

»Wie meinen Sie das? Wo wurden sie gefunden?«

Hillier zeigte auf eines der Fotos. »Der Erste... im Gunnersbury Park. Am zehnten September. Um acht Uhr fünfzehn von einem Jogger entdeckt, der pinkeln musste. Innerhalb des Parks liegt ein alter Garten, teilweise von einer Mauer umgeben, unweit der Gunnersbury Avenue. Von dort scheint der Täter ge-

kommen zu sein. Von der Straße aus gibt es zwei Eingänge, wenn auch mit Brettern verschlossen.«

»Aber er ist nicht im Park gestorben«, bemerkte Barbara und wies auf das Foto, das den Jungen in Rückenlage auf einem Bett aus Unkraut zeigte, das im Winkel zweier zusammentreffender Mauern wuchs. Nichts deutete darauf hin, dass dort ein Kampf stattgefunden hatte. Außerdem gab es in dem ganzen Stapel von Fotos keine Aufnahme von Beweisstücken, die man normalerweise an Tatorten fand, wo ein Mord stattgefunden hatte.

»Nein, er ist nicht dort gestorben. Und der hier auch nicht.« Hillier ergriff einen zweiten Fotostapel. Die Bilder zeigten den Leichnam eines weiteren schlanken Jungen, der auf der Motorhaube eines Autos aufgebahrt worden war. Mit der gleichen Sorgfalt wie das Opfer aus dem Gunnersbury Park. »Dieser hier wurde auf einem öffentlichen Parkplatz am Queensway aufgefunden. Gut fünf Wochen später.«

»Und was sagt die Mordkommission dort drüben? Irgendwas von den Überwachungskameras?«

»Der Parkplatz hat keine Kameras«, antwortete Lynley. »Ein Schild dort besagt, dass ›Kameraüberwachung möglich‹ sei. Aber das ist alles. Das soll reichen, um die Sicherheit zu gewährleisten.«

»Und der hier lag in der Quaker Street«, fuhr Hillier fort und zeigte auf einen dritten Stoß Fotografien. »Ein verlassenes Lagerhaus unweit der Brick Lane. Fünfundzwanzigster November. Und dieser hier« – er nahm den vierten Stapel und reichte ihn Barbara –, »ist das jüngste Opfer. Aufgefunden in St. George's Gardens. Heute.«

Barbara sah auf die letzten Bilder hinab. Sie zeigten den nackten Leichnam eines Teenagers auf einer flechtenbewachsenen Grabplatte. Das Grab selbst lag in einer Rasenfläche unweit eines gewundenen Pfades. Jenseits dieses Weges erhob sich eine Mauer, die jedoch keinen Friedhof begrenzte, wie man wegen des Grabes hätte annehmen können, sondern einen Garten. Und dahinter schienen Garagen und ein Mehrfamilienhaus zu liegen.

»St. George's Gardens?«, fragte Barbara. »Wo ist das?«

»Unweit Russell Square.«

»Wer hat die Leiche gefunden?«

»Der Parkwächter, der morgens aufschließt. Der Mörder ist durch das Tor an der Handel Street hineingelangt. Es war ordnungsgemäß mit einer Kette verschlossen, die mit einem Bolzenschneider durchtrennt wurde. Er hat das Tor geöffnet, ist hineingefahren, hat das Opfer auf dem Grab abgelegt und ist wieder verschwunden. Er hat noch einmal angehalten, um die Kette wieder notdürftig um die Torpfosten zu schlingen, sodass Passanten nichts auffallen würde.«

»Reifenspuren im Garten?«

»Zwei brauchbare. Es werden gerade Gipsabdrücke genommen.«

»Zeugen?« Barbara zeigte auf die Wohnungen, die über die Garagen hinweg auf den Garten blickten.

»Constables der Theobald's-Road-Wache gehen von Tür zu Tür.«

Barbara zog alle Fotos zu sich her und legte die vier Opfer vor sich in eine Reihe. Augenblicklich fielen ihr die gravierenden Unterschiede zwischen dem letzten Opfer und den drei vorherigen auf. Alle waren Teenager und auf identische Weise gestorben, aber im Gegensatz zu den ersten drei Jungen war das letzte Opfer nicht nur nackt, sondern auch stark geschminkt: Lippenstift, Lidschatten, Kajal und Wimperntusche waren über das Gesicht verschmiert. Außerdem hatte der Mörder den Jungen vom Brustbein bis zur Taille aufgeschlitzt und mit Blut ein eigentümliches rundes Symbol auf die Stirn gemalt. Das wichtigste, potenziell politische Detail jedoch hatte mit der Hautfarbe zu tun: Nur das jüngste Opfer war weiß. Eines der drei früheren war schwarz, die anderen beiden eindeutig gemischtrassig. Schwarz und asiatisch vielleicht. Schwarz und philippinisch. Schwarz und Gott allein wusste, was.

Nachdem Barbara dies erkannt hatte, begriff sie, warum die Morde keine Titelgeschichten in den Zeitungen nach sich

gezogen hatten, keine Fernsehberichte und – das war das Schlimmste – kein Gemunkel bei New Scotland Yard. Sie hob den Kopf. »Institutioneller Rassismus. Das werden sie uns nachsagen, oder? Kein Polizist in London in keiner der zuständigen Wachen ist auf den Gedanken gekommen, dass hier ein Serienmörder am Werk ist. Niemand hat sich die Mühe gemacht, seinen Fall mit den Kollegen aus dem nächsten Revier abzuklären.« Sie nahm das Bild des schwarzen Jungen auf. »Dieser hier ist vielleicht in Peckham vermisst gemeldet worden. Oder in Kilburn. Oder Lewisham. Oder wo auch immer. Aber seine Leiche wurde nicht dort abgelegt, wo er wohnte und von wo er verschwunden ist, richtig? Und darum haben die Kollegen im Revier seines Wohnviertels ihn als Ausreißer zu den Akten gelegt und ihn nie mit einem Mordopfer in Zusammenhang gebracht, das anderswo entdeckt wurde. Ist es so gelaufen?«

»Jetzt verstehen Sie, warum sowohl behutsames Vorgehen als auch sofortiges Handeln angezeigt sind«, antwortete Hillier.

»Unbedeutende Morde, kaum der Ermittlung wert, und zwar aufgrund der Hautfarbe der Opfer. Das werden sie über die ersten drei Jungen sagen, sobald die Sache herauskommt. Die Boulevardblätter, die Fernseh- und Radionachrichten, das ganze verdammte Pack.«

»Wir beabsichtigen, dem zuvorzukommen. Genau betrachtet hätten die Boulevardblätter, die seriösen Zeitungen, Radio und Fernsehen selbst hinter diese Sache kommen und uns auf der Frontseite kreuzigen können, wären sie nicht immer so mit der Jagd nach Skandalen bei den Promis, den Politikern oder der verdammten Royal Family beschäftigt. So aber können sie uns schwerlich institutionellen Rassismus vorwerfen, nur weil wir nicht entdeckt haben, was sie selbst zu entdecken versäumt haben. Seien Sie versichert, als die Pressesprecher der jeweiligen Polizeiwachen die Mitteilung über den Fund der Opfer herausgegeben haben, hat die Presse sie als nicht nachrichtenfähig abgetan, und zwar wegen der Opfer: nur wieder irgendein toter

schwarzer Junge. Wer will das schon wissen. Keine Schlagzeile wert.«

»Bei allem Respekt, Sir«, wandte Barbara ein. »Das wird die Medien nicht hindern, über uns herzufallen.«

»Das werden wir ja sehen. Ah.« Hillier lächelte überschwänglich, als seine Bürotür sich wieder öffnete. »Hier kommt der Gentleman, auf den wir gewartet haben. Ist der Papierkram erledigt, Winston? Dürfen wir Sie schon ganz offiziell Sergeant Nkata nennen?«

Die Frage traf Barbara unerwartet wie ein Schlag. Sie schaute zu Lynley, doch der hatte sich erhoben, um Winston Nkata zu begrüßen, der an der Tür stehen geblieben war. Im Gegensatz zu ihr hatte Nkata seiner Kleidung die übliche Sorgfalt angedeihen lassen. Alles an ihm wirkte geschniegelt und gebügelt. In seiner Gegenwart – in ihrer aller Gegenwart – fühlte Barbara sich wie Aschenputtel vor dem Besuch der Fee.

Sie stand auf. Sie war im Begriff, ihrer Karriere den Todesstoß zu versetzen, aber sie sah keinen anderen Ausweg... außer dem Weg hinaus, den sie nun einschlug. »Winnie«, sagte sie zu ihrem Kollegen. »Super. Glückwunsch. Ich hab's gar nicht gewusst.« Und dann zu ihren beiden anderen Vorgesetzten: »Mir ist gerade eingefallen, dass ich einen wichtigen Anruf erledigen muss.«

Und damit ging sie hinaus.

Lynley verspürte einen beinahe unbeherrschbaren Drang, Havers zu folgen. Gleichzeitig erkannte er jedoch, dass es klüger war, zu bleiben. Vor allem wusste er, dass er ihr eher dadurch helfen würde, wenn es wenigstens einem von ihnen gelang, bei AC Hillier nicht vollends in Ungnade zu fallen.

Das war bedauerlicherweise nie einfach. Der Führungsstil des Assistant Commissioner war irgendwo zwischen machiavellistisch und despotisch angesiedelt, und rationale Menschen machten einen möglichst großen Bogen um Hillier. Lynleys direkter Vorgesetzter – Malcolm Webberly, der jetzt schon seit einiger Zeit krankgeschrieben war – hatte lange Zeit als Puffer fungiert

und Lynley und Havers den Rücken freigehalten, seit er sie zum ersten Mal zusammen auf einen Fall angesetzt hatte. In Webberlys Abwesenheit von New Scotland Yard war es nun an Lynley, zu berücksichtigen, aus welcher Richtung der Wind wehte.

Die gegenwärtige Situation stellte Lynleys Vorsatz, im Umgang mit Hillier stets neutral zu bleiben, auf eine harte Probe. Vorhin hätte der AC reichlich Gelegenheit gehabt, ihn von Winston Nkatas Beförderung in Kenntnis zu setzen. Etwa als er sich geweigert hatte, Barbara Havers wieder in ihren alten Rang zu befördern.

Was Hillier indessen mit einem Minimum an Höflichkeit gesagt hatte, war: »Ich will, dass Sie diese Ermittlung leiten, Lynley. Interim Superintendent... Ich kann den Fall kaum jemand anderem übertragen. Malcolm hätte ohnehin gewollt, dass Sie das übernehmen, also stellen Sie das Team zusammen, das Sie brauchen.«

Lynley hatte fälschlicherweise angenommen, der brüske Ton des AC liege in dessen Betroffenheit begründet. Superintendent Malcolm Webberly war immerhin Hilliers Schwager und Opfer eines Mordanschlags geworden. Er war mit einem Auto angefahren und lebensgefährlich verletzt worden, sodass sich Hillier zweifellos um seine Genesung sorgte. Also fragte Lynley: »Wie geht es dem Superintendent, Sir?«

»Jetzt ist nicht der geeignete Zeitpunkt, um über den Gesundheitszustand des Superintendent zu sprechen«, lautete Hilliers Antwort. »Übernehmen Sie diese Ermittlung, oder soll ich sie einem Ihrer Kollegen übertragen?«

»Ich hätte Barbara Havers gern wieder als Sergeant in meinem Team.«

»Ach wirklich. Nun, wir sind hier aber nicht auf dem Basar, und wir feilschen auch nicht. Sie haben die Wahl zwischen: Ja, Sir, ich mache mich sofort an die Arbeit, oder: Bedauere, ich nehme eine längere Zeit Urlaub.«

Lynley war nichts anderes übrig geblieben, als sich für das »Ja, ich mache mich sofort an die Arbeit« zu entscheiden, ohne

dass er die Möglichkeit gehabt hätte, sich für Havers einzusetzen. Er nahm sich jedoch vor, seine Kollegin in diesem Fall mit den Aufgaben zu betrauen, die ihre Stärken besonders hervorheben würden. Im Laufe der kommenden Monate würde es ihm sicher gelingen, die Ungerechtigkeiten wieder gutzumachen, die Barbara seit dem vergangenen Juni widerfahren waren.

Jetzt hatte Hillier ihn jedoch erst einmal ausmanövriert. Winston Nkata hatte als frisch gebackener Sergeant die Bühne betreten – womit er Havers' Beförderung vorläufig im Wege stand –, ohne zu ahnen, welche Rolle er in dem sich anbahnenden Drama spielen sollte.

All das erfüllte Lynley mit Zorn, aber seine Miene gab nichts preis. Er war neugierig, wie Hillier um den heißen Brei herumzutanzen gedachte, wenn er Nkata zu seiner rechten Hand ernannte. Denn Lynley zweifelte nicht daran, dass genau das Hilliers Absicht war. Mit einem Elternteil aus Jamaika, dem anderen von der Elfenbeinküste, war Nkata ganz entschieden schwarz, und das traf sich ausgesprochen gut: Denn sobald die Nachricht sich verbreitete, dass es eine Serie rassistisch motivierter Morde gab, die bislang nicht miteinander in Zusammenhang gebracht worden waren, obwohl dies längst hätte geschehen müssen, dann würde der nicht-weiße Teil der Bevölkerung auf die Barrikaden gehen. Der willkürliche, sinnlose Mord an Stephen Lawrence – einem schwarzen Jungen, der auf offener Straße von weißen Jugendlichen erstochen worden war – war in London unvergessen. Hier hatten sie es nun nicht mit einem Stephen Lawrence zu tun, sondern mit dreien. Und es gab keine Entschuldigung, nur die offensichtliche Erklärung, die Barbara Havers mit ihrer typischen, politisch unklugen Direktheit ausgesprochen hatte: Institutioneller Rassismus, der dazu führte, dass die Polizei die Ermordung schwarzer und gemischtrassiger Jugendlicher nicht mit großem Elan verfolgt hatte. Einfach so.

Derweil verströmte Hillier Jovialität: Er bot Nkata einen Platz an und setzte ihn ins Bild. Die ethnische Zugehörigkeit der ers-

ten drei Opfer erwähnte er mit keinem Wort, aber Winston Nkata war kein Dummkopf.

»Das heißt, Sie haben ein Problem«, war sein kühles Resümee am Ende von Hilliers Ausführungen.

Dieser erwiderte mit einstudierter Gelassenheit: »So wie die Situation sich momentan darstellt, sind wir bemüht, Probleme zu vermeiden.«

»Und da komme ich ins Spiel, richtig?«

»Sozusagen.«

»Wie zu sagen?«, hakte Nkata nach. »Wie wollen Sie das unter den Teppich kehren? Nicht die Morde an sich, meine ich, sondern die Tatsache, dass nichts unternommen wurde?«

Lynley hatte Mühe, ein Lächeln zu unterdrücken. Ach, Winston, dachte er, du lässt dich von niemandem an der Nase herumführen.

»In allen zuständigen Polizeiwachen sind Ermittlungen durchgeführt worden«, lautete Hilliers Antwort. »Zugegeben, zwischen den einzelnen Mordfällen hätten Verbindungen hergestellt werden müssen, und das ist nicht geschehen. Aus diesem Grund übernehmen wir von Scotland Yard die Fälle. Ich habe Acting Superintendent Lynley instruiert, ein Team zusammenzustellen. Ich will, dass Sie in diesem Team eine herausragende Stellung einnehmen.«

»Sie meinen eine Vorzeigerolle«, sagte Nkata.

»Ich meine eine verantwortliche, entscheidende...«

»...sichtbare«, warf Nkata ein.

»...ja, meinerwegen, eine sichtbare Rolle.« Hilliers für gewöhnlich schon frische Gesichtsfarbe nahm einen tieferen Rotton an. Es war unschwer zu erkennen, dass dieses Treffen nicht in den von ihm vorgesehenen Bahnen verlief. Hätte Hillier vorher gefragt, hätte Lynley ihn gern darüber aufgeklärt, dass Winston Nkata als ehemaliger Chefstrategie der Brixton Warriors – eine Vergangenheit, deren sichtbare Narben er noch heute trug – der letzte Mensch war, den man nicht ernst nehmen durfte, wenn man seine politischen Ränke schmiedete. So aber

wurde Lynley das Vergnügen zuteil, Zeuge zu werden, wie der Assistant Commissioner in Nöte geriet. Hillier hatte offenbar erwartet, dass der schwarze Beamte den Köder einer herausragenden Rolle in diesen gewiss öffentlichkeitswirksamen Ermittlungen freudestrahlend schlucken würde. Da er dies nicht tat, blieb Hillier nur die Gratwanderung zwischen dem Unmut eines Vorgesetzten, dessen Autorität von solch einem kleinen Untergebenen in Frage gestellt wurde, und der *political correctness* eines vorgeblich gemäßigten weißen Engländers, der insgeheim fürchtete, dass die Straßen von London binnen kürzester Zeit in Ströme von Blut verwandelt würden.

Lynley beschloss, es die beiden allein austragen zu lassen. Er stand auf und sagte: »Ich überlasse es Ihnen, Sergeant Nkata die weitergehenden Details des Falls zu erläutern, Sir. Es gibt zahllose Einzelheiten zu organisieren: Die Beamten der Bereitschaft müssen benachrichtigt werden und so weiter. Ich würde gerne jetzt gleich veranlassen, dass Dee Harriman sich um all das kümmert.« Er sammelte die Unterlagen und Fotos ein und fuhr an Nkata gewandt fort: »Kommen Sie in mein Büro, wenn Sie hier fertig sind, Winnie.«

»Alles klar«, antwortete Nkata. »Sobald wir hier mit dem Kleingedruckten durch sind.«

Lynley verließ das Büro und brachte es fertig, sein Lachen zu unterdrücken, bis er sich ein gutes Stück von der Tür entfernt hatte. Er wusste, dass Hillier sich mit dem Gedanken nicht anfreunden konnte, Havers wieder in den Rang eines Detective Sergeant zu versetzen. Aber Nkata würde sich als echte Herausforderung erweisen: stolz, intelligent, gebildet und schlagfertig. Er war in erster Linie ein Mann, an zweiter Stelle ein schwarzer Mann und erst an dritter Stelle Polizist. Lynley wusste, dass Hillier diese Kategorien allesamt falsch sortiert hatte.

Als er in den Victoria-Gebäudetrakt zurückgekehrt war, beschloss er, die Treppe zu seinem Büro zu benutzen, und dort fand er Barbara Havers. Sie saß ein Stockwerk tiefer auf der

obersten Stufe, rauchte und zupfte an einem losen Faden, der unter ihrem Jackett hervorlugte.

»Sie verstoßen damit gegen die Vorschriften«, sagte Lynley.
»Das wissen Sie doch, oder?« Er setzte sich zu ihr.

Sie studierte die Zigarettenglut, ehe sie einen tiefen Zug nahm. »Vielleicht schmeißen sie mich ja raus.«

»Havers...«

»Wussten Sie's?«, fragte sie.

Er ersparte es ihr, Unverständnis zu heucheln. »Natürlich nicht. Ich hätte es Ihnen gesagt, Ihnen eine Nachricht zukommen lassen, ehe Sie herkamen. Irgendetwas. Mich hat er genauso damit überfallen. Was zweifellos seine Absicht war.«

Sie zuckte die Schultern. »Was soll's. Es ist ja nicht so, als verdiene Winnie es nicht. Er ist gut. Schlau. Arbeitet gut mit den Kollegen zusammen.«

»Aber er tut alles, um Hillier das Leben schwer zu machen. Jedenfalls tat er das, als ich ging.«

»Hat er kapiert, dass er eine Alibifunktion übernehmen soll? Das schwarze Gesicht vorn in der Mitte bei den Pressekonferenzen? ›Wir haben hier kein Rassismusproblem, seht nur alle her, der lebende Beweis sitzt vor eurer Nase.« Hillier ist so verflucht durchschaubar.«

»Nach meiner Schätzung ist Winston Hillier fünf bis sechs Schritte voraus.«

»Ich hätte bleiben sollen, um mir das anzusehen.«

»Das hätten Sie in der Tat tun sollen, Barbara. Und sei es nur, weil es klüger gewesen wäre.«

Sie warf die Zigarette auf den Treppenabsatz. Der Stummel rollte bis zur Wand, wo er liegen blieb und einen kleinen Rauchfaden himmelwärts sandte.

»Wann wär ich das je gewesen?«

Lynley betrachtete sie eingehend. »Heute, zum Beispiel, in Bezug auf Ihre Garderobe. Bis auf...« Er beugte sich vor, um ihre Füße in Augenschein zu nehmen. »Haben Sie den Hosensaum wirklich zusammengetackert, Barbara?«

»Eine schnelle, einfache Behelfslösung. Ich bin eine von den Frauen, die sich nicht gern festlegen. Ich hätte Tesafilm genommen, aber Dee hat mir den Tacker empfohlen. Ich hätte mir die ganze Mühe sparen sollen.«

Lynley erhob sich und streckte ihr die Hand entgegen, um ihr aufzuhelfen. »Abgesehen von diesen Klammern können Sie stolz auf sich sein.«

»Ja, so bin ich eben. Heute Scotland Yard, morgen der Laufsteg«, erwiderte Havers.

Sie gingen zu seinem Büro. Als sie die Unterlagen des neuen Falls auf dem Konferenztisch ausbreiteten, kam Dorothea Harriman an die Tür. »Soll ich die Beamten der Bereitschaftspolizei anrufen, Superintendent Lynley?«

»Die Sekretariatsgerüchteküche ist so effektiv wie eh und je«, merkte Lynley an. »Rufen Sie Stewart an, er soll die Einsatzzentrale leiten. Hale ist in Schottland, und MacPherson ist mit dieser Urkundenfälschungsgeschichte beschäftigt. Also lassen Sie sie außen vor. Und schicken Sie Winston zu mir, wenn er von Hillier zurückkommt.«

»Detective Sergeant Nkata, in Ordnung.« Wie üblich machte Harriman sich sorgfältig ihre Notizen auf einem Block mit Haftzetteln.

»Über Winnie wissen Sie auch schon Bescheid?«, fragte Havers beeindruckt. »So schnell? Haben Sie einen Spitzel da oben, Dee?«

»Jeder pflichtbewusste Polizeimitarbeiter sollte es sich zum Ziel machen, Informationsquellen zu pflegen«, erwiderte Harriman feierlich.

»Dann pflegen Sie doch mal jemanden jenseits des Flusses«, regte Lynley an. »Ich will das gesamte forensische Material, das unser Labor SO7 über die drei älteren Fälle hat. Dann rufen Sie alle Polizeiwachen an, in deren Revier die Opfer gefunden wurden, und lassen sich jeden Papierfetzen von jedem Bericht, jeder Aussage schicken. Havers, Sie hängen sich an den Nationalen Polizeicomputer. Stewart soll Ihnen mindestens zwei Constables

überlassen, die Ihnen helfen können. Suchen Sie sämtliche Anzeigen der letzten drei Monate heraus, in denen Halbwüchsige vermisst gemeldet wurden. Sagen wir ...« Er sah die Fotos an. »Zwischen zwölf und sechzehn Jahren sollte reichen.« Er tippte auf das Foto des jüngsten Opfers, des Jungen mit dem verschmierten Make-up im Gesicht. »Und ich denke, den hier sollten wir mal der Sitte zeigen. Eigentlich sollten wir das mit allen tun.«

Havers folgte der Richtung, in die seine Gedanken gingen. »Wenn es Stricher sind, Sir, sagen wir, Ausreißer, die im Milieu gelandet sind, könnte es sein, dass für keinen von ihnen eine Vermisstenanzeige vorliegt. Zumindest nicht aus dem Monat, in dem der Mord stattgefunden hat.«

»In der Tat«, stimmte Lynley zu. »Also werden wir uns wenn nötig rückwärts durch die Vermisstenanzeigen arbeiten. Aber mit irgendetwas müssen wir anfangen, also beschränken wir uns vorerst auf die letzten drei Monate.«

Havers und Harriman gingen hinaus, um sich an die ihnen übertragenen Aufgaben zu machen. Lynley setzte sich an den Konferenztisch und fischte seine Lesebrille aus der Innentasche seines Jacketts. Er betrachtete erneut die Fotografien, wobei er den Aufnahmen des letzten Opfers die meiste Zeit widmete. Er wusste, die Bilder konnten die wahre Abscheulichkeit des Verbrechens, die er vorhin mit eigenen Augen gesehen hatte, nicht darstellen.

Als er in St. George's Gardens angekommen war, wimmelte die sichelförmige Grünanlage vor Detectives, uniformierten Constables und KTU-Leuten. Der Pathologe war noch vor Ort und hatte sich zum Schutz gegen den grauen, nasskalten Tag in einen senffarbenen Anorak gehüllt. Der Polizeifotograf und -videograf hatten ihre Arbeit gerade beendet. Vor dem hohen, schmiedeeisernen Tor des Parks begannen sich die Gaffer zu versammeln, weitere Schaulustige verfolgten das Geschehen von den Wohnungen jenseits des Garagenhofs aus: Die sorgfältige Suche

nach Fingerabdrücken, die gründliche Untersuchung eines herrenlosen Fahrrads, das unter einer Minerva-Statue lag, das Einsammeln der Silbergegenstände, die um das Grab verstreut lagen.

Lynley hatte nicht gewusst, worauf er sich einstellen musste, als er am Parktor seinen Dienstausweis zeigte und dem Pfad folgte, bis er die Kollegen erreichte. »Ein möglicher Serienmord« hatte es in dem Anruf geheißen, den er erhalten hatte, und darum richtete er sich auf einen grauenvollen Anblick ein. Ein ausgeweidetes Opfer vielleicht, wie Jack the Ripper sie hinterlassen hatte, eine Enthauptung oder abgetrennte Gliedmaßen. Er hatte damit gerechnet, etwas Entsetzliches zu sehen, als er sich zu dem fraglichen Grab vorarbeitete. Womit er nicht gerechnet hatte, war etwas Unheimliches.

Aber genau das war dieser Leichnam. Etwas Unheimliches. Die linke Hand des Bösen. Ritualmorde waren ihm immer unheimlich. Und dass dieses Tötungsdelikt einen rituellen Hintergrund hatte, bezweifelte er nicht.

Die Aufbahrung des Leichnams deutete ebenso darauf hin wie das in Blut gemalte Symbol auf der Stirn. Ein ungleichmäßiger Kreis, von zwei Linien geviertelt, die an beiden Enden einen Querbalken aufwiesen. Eine Art Lendentuch sprach ebenfalls für diese Schlussfolgerung, ein seltsames, spitzenbesetztes Stück Stoff, das sorgsam – man hätte meinen können, liebevoll – über die Genitalien des Jungen gebreitet worden war.

Nachdem Lynley die Latexhandschuhe übergestreift hatte und näher an das Grab herangetreten war, um den Leichnam genauer in Augenschein zu nehmen, entdeckte er auch die übrigen Indizien, die darauf hinwiesen, dass hier irgendein geheimnisvoller Ritus ausgeführt worden war. »Was haben wir?«, fragte er den Pathologen leise, der sich die Handschuhe heruntergerissen und in die Taschen gestopft hatte.

»Zwei Uhr morgens oder um den Dreh«, lautete die knappe Antwort. »Strangulation, wie Sie sehen. Schnittwunden, alle posthum. Ein durchgehender Schnitt für die Wunde am Torso,

kein Zaudern. Und sehen Sie hier die Öffnung? Im Bereich des Brustbeins? Es sieht aus, als hätte unser Messerstecher die Hände hineingesteckt und die Öffnung gewaltsam verbreitert wie ein miserabler Chirurg. Ob innen irgendetwas fehlt, werden wir erst wissen, wenn wir ihn selbst aufgeschnitten haben. Scheint mir aber zweifelhaft.«

Lynley entging nicht, mit welcher Betonung der Pathologe das Wort *innen* ausgesprochen hatte. Er sah rasch auf die gefalteten Hände des Opfers hinab, dann zu den Füßen. Alle Finger und Zehen vorhanden. Er fragte: »Und was weist der Junge äußerlich auf? Fehlt etwas?«

»Der Nabel. Er ist einfach rausgeschnitten worden. Sehen Sie mal.«

»Himmel.«

»Ja. Opal hat es hier mit einem ganz komischen Vogel zu tun.«

Bei Opal handelte es sich um eine grauhaarige Frau mit leuchtend roten Ohrenwärmern und passenden Fäustlingen. Sie löste sich aus einer Schar uniformierter Constables, die bei Lynleys Ankunft in eine Debatte vertieft gewesen waren, und kam entschlossenen Schrittes auf ihn zu. Sie stellte sich als DCI Opal Towers von der Theobald's-Road-Polizeiwache vor, in deren Revier sie sich befanden. Sie hatte einen Blick auf das Opfer geworfen und sofort erkannt, dass sie es hier mit einem Täter zu tun hatte, der »in Serie gehen konnte«, wie sie es ausgedrückt hatte. Sie hatte irrtümlich angenommen, der Junge auf dem Grab sei das unglückliche erste Opfer eines Mörders, den sie schnell identifizieren und festnehmen würden, ehe er wieder zuschlug. »Aber DC Hartell dort drüben meint, er habe einen ähnlichen Mord in Tower Hamlets gesehen, als er vor einiger Zeit in der Brick-Lane-Wache stationiert war.« Sie wies auf einen Detective Constable mit Babygesicht, der zwanghaft auf seinem Kaugummi kaute und sie mit nervösen Blicken beobachtete, als erwarte er eine Standpauke. »Ich habe seinen ehemaligen Chef angerufen, und wir haben ein paar Takte geredet.

Es sieht so aus, als hätten wir es hier mit demselben Täter zu tun.«

An diesem Punkt hatte Lynley sie nicht gefragt, warum sie nach dieser Erkenntnis Scotland Yard eingeschaltet habe. Erst bei seinem Gespräch mit Hillier hatte er erfahren, dass es weitere Opfer gab. Und was er ebenfalls nicht gewusst hatte, war, dass drei davon ethnischen Minderheiten angehörten. Und er hatte auch nicht gewusst, dass keiner der Jungen bisher von der Polizei identifiziert worden war. All das legte Hillier ihm erst später dar. In St. George's Gardens war er lediglich zu dem Schluss gekommen, dass Verstärkung vonnöten war, um eine Untersuchung zu koordinieren, die Ermittlungen in zwei radikal gegensätzlichen Stadtvierteln erforderte: Brick Lane in Tower Hamlets war das Zentrum der Einwanderer aus Bangladesch, vermischt mit den wenigen Einwanderern von den Westindischen Inseln, die vormals dort die Mehrheit gebildet hatten. St. Pancras hingegen, wo St. George's Gardens als grüne Oase zwischen eleganten georgianischen Häusern diente, war ganz entschieden monochrom, und die entsprechende Hautfarbe war weiß.

»Wie weit sind die Kollegen in Brick Lane mit ihren Ermittlungen?«, fragte er sie.

Sie schüttelte den Kopf und schaute zu dem schmiedeeisernen Tor hinüber, durch welches Lynley gekommen war. Er folgte ihrem Blick und sah, dass die Medienvertreter sich versammelten – unschwer erkennbar an ihren Notizblöcken, Diktiergeräten und den Vans, aus denen Videokameras ausgeladen wurden. Ein Beamter dirigierte sie zu einer Seite.

DCI Towers schüttelte den Kopf. »Hartell sagt, die in Brick Lane haben keinen Finger krumm gemacht. Das war der Grund, warum er von dort weg wollte. Er sagt, es ist ein endemisches Problem. Tja, kann sein, dass er nur einen Groll gegen seinen ehemaligen Chef hegt, kann aber genauso gut sein, dass die Kollegen dort drüben am Steuer eingeschlafen sind. Wie dem auch sei, wir müssen die Ärmel aufkrepeln.« Sie zog die Schultern hoch und steckte die Hände samt Handschuhe in die Taschen

ihrer Daunenjacke. Sie nickte zu den Reportern hinüber. »Wenn sie das rauskriegen, wird es ein gefundenes Fressen für sie sein ... Ganz unter uns, ich dachte mir, es ist das Beste, wenn wir den Eindruck erwecken, als wimmele es hier nur so von Polizisten.«

Lynley betrachtete sie interessiert. Sie sah nicht aus wie eine politische Strippenzieherin, aber sie war eindeutig auch nicht auf den Kopf gefallen. Trotzdem erschien es ihm klug, zu fragen: »Sie sind also sicher, dass Constable Hartells Behauptungen zutreffen?«

»Anfangs nicht«, räumte sie ein. »Aber er hat mich schnell überzeugt.«

»Wie?«

»Er hat den Leichnam nicht so gesehen wie ich, aber er hat mich beiseite genommen und nach den Händen gefragt.«

»Die Hände? Was ist mit den Händen?«

Sie warf ihm einen Blick zu. »Sie haben sie nicht gesehen? Dann kommen Sie besser mal mit, Superintendent.«

2

Als Lynley am nächsten Morgen aufwachte, stellte er fest, dass seine Frau, trotz der frühen Stunde, bereits aufgestanden war. Er fand sie in dem Raum, der demnächst das Kinderzimmer sein sollte. Gelb, Weiß und Grün waren dort die vorherrschenden Farben, eine Wiege und die Wickelkommode waren alles, was bislang an Möbeln geliefert worden war. Fotos aus Zeitschriften und Katalogen zeigten die geplanten Standorte der restlichen Gegenstände an: eine Spielkiste hier, ein Schaukelstuhl dort und ein Schubladenschrank, der täglich von A nach B verschoben wurde. Im vierten Monat ihrer Schwangerschaft war Helen wankelmütig, was die Gestaltung des Kinderzimmers ihres Sohnes betraf.

Sie stand vor der Wickelkommode, und ihre Hände massier-

ten ihre Lendenwirbellegend. Lynley trat zu ihr und strich die Haare aus ihrem Nacken, um eine freie Stelle für seinen Kuss zu finden. Sie lehnte sich gegen ihn. »Weißt du, Tommy, ich hätte nie gedacht, dass Elternschaft ein so politisches Ereignis sein könnte«, sagte sie.

»Ist sie das? Inwiefern?«

Sie wies auf die Auflage der Wickelkommode. Lynley sah die Überreste eines Päckchens. Es war offenbar gestern mit der Post gekommen, und Helen hatte den Inhalt auf der Kommode ausgebreitet. Es handelte sich um die schneeweißen Kleidungsstücke eines Täuflings: Kleid, Wickeltuch, Mützchen und Schuhe. Daneben lag eine zweite Täuflingsgarnitur: wiederum Kleid, Wickeltuch und Käppchen. Lynley nahm das Packpapier, in das der Karton eingewickelt gewesen war. Er las laut Namen und Anschrift des Absenders: »Daphne Amalfini.« Sie war eine von Helens vier Schwestern und wohnte in Italien. »Was hat das zu bedeuten?«, fragte er.

»Die Schlachtreihen werden aufgestellt. Ich sag es ungern, aber ich fürchte, bald werden wir uns für eine Seite entscheiden müssen.«

»Ah, verstehe. Ich nehme an, dass dies hier ...« Lynley wies auf das Taufkleid, das zuletzt ausgepackt worden war.

»Ja. Daphne hat es geschickt. Mit einem wirklich lieben Brief, übrigens, aber die eigentliche, bedeutsame Botschaft ist nicht zu übersehen: Sie weiß, dass deine Schwester uns die traditionellen Lynley-Taufroben geschickt haben *muss*, ist sie doch bislang die einzige Lynley dieser Generation, die Nachwuchs hervorgebracht hat. Aber Daph scheint zu glauben, dass fünf Clyde-Schwestern, die sich wie die Karnickel vermehren, ein stichhaltiges Argument dafür sind, dass die Clyde-Gewänder für den Tag der Taufe angemessen seien. Nein, das trifft es nicht ganz. Nicht angemessen, sondern unerlässlich für diesen Anlass. Das Ganze ist furchtbar albern – glaub mir, ich *weiß* das –, aber das ist genau die Art von Familienzweist, die völlig aus dem Ruder zu laufen droht, wenn man sie nicht richtig handhabt.« Sie sah ihn

an und zeigte ein schiefes Lächeln. »Es ist vollkommen lächerlich, nicht wahr? Kaum vergleichbar mit den Dingen, die dein täglich Brot sind. Wann bist du gestern Abend eigentlich nach Hause gekommen? Hast du dein Essen im Kühlschrank gefunden?«

»Ich habe beschlossen, es zum Frühstück zu essen.«

»Knoblauch-Hühnchen vom Imbiss?«

»Na ja. Vielleicht lieber doch nicht.«

»Hast du irgendwelche Ideen bezüglich der Taufkleider? Und bitte schlag jetzt nicht vor, das ganze Problem zu umgehen, indem wir die Taufe ausfallen lassen, denn ich möchte nicht, dass irgendwelche Väter Schlaganfälle erleiden.«

Lynley dachte über die Situation nach. Einerseits waren die Taufgewänder seiner Familie seit fünf, wenn nicht seit sechs Generationen verwendet worden, um kleine Lynleys in den Schoß der anglikanischen Kirche zu führen, und insofern waren sie Teil der Familientradition. Andererseits sahen die Kleidungsstücke allmählich auch so aus, als hätten fünf oder sechs Generationen kleiner Lynleys sie getragen. Auf der *anderen* anderen Seite – falls diese Angelegenheit denn drei Seiten haben konnte – war jedes der Kinder der fünf Clyde-Schwestern in den nicht ganz so betagten Gewändern der Clydes getauft worden, und so wurde dort gerade eine Tradition begründet. Es wäre schön, sie aufrechtzuerhalten. Also, was war zu tun?

Helen hatte Recht. Es war genau die Art von idiotischer Situation, die drohte, alle Beteiligten zu verärgern. Irgendeine diplomatische Lösung musste her.

»Wir könnten behaupten, beide Päckchen seien auf dem Postweg verloren gegangen«, schlug er vor.

»Ich habe nicht geahnt, was für ein moralischer Feigling du bist. Deine Schwester weiß schon, dass ihr Päckchen angekommen ist, und abgesehen davon bin ich eine schlechte Lügnerin.«

»Dann muss ich es dir überlassen, eine salomonische Lösung zu finden.«

»Das wäre eine Möglichkeit, jetzt, da du es erwähnst«, be-

merkte Helen. »Wir schneiden beide exakt in der Mitte durch, dann Nadel und Faden – und alle sind zufrieden.«

»Und obendrein wäre noch eine neue Tradition begründet.«

Sie betrachteten die beiden Taufgarnituren, dann schauten sie sich an. Helen grinste. Lynley lachte. »Das würden wir nie wagen«, meinte er. »Du wirst auf deine unnachahmliche Art und Weise schon eine Lösung finden.«

»Zwei Tauffeiern, vielleicht?«

»Du hast den Weg zur Erkenntnis bereits beschritten.«

»Und welchen Weg beschreitest du? Du bist früh auf. Unser Jasper Felix hat mich mit seiner Frühgymnastik in meinem Bauch geweckt. Welche Entschuldigung hast du vorzubringen?«

»Ich will Hillier erwischen, wenn ich kann. Die Pressestelle organisiert ein Treffen mit Medienvertretern, und Hillier wird Winston dort an seiner Seite haben wollen. Es wird mir nicht gelingen, ihm das auszureden, aber ich hoffe, ich kann ihn überzeugen, nicht so dick aufzutragen.«

An dieser Hoffnung hielt er auf dem ganzen Weg zu New Scotland Yard fest. Dort musste er jedoch feststellen, dass Kräfte am Werk waren, die selbst die Macht eines AC Hillier überstiegen, und große Pläne schmiedeten. Dies manifestierte sich in der Gestalt von Stephenson Deacon, dem Leiter der Pressestelle, der wild entschlossen schien, seine aktuelle Aufgabe und womöglich seine gesamte Existenz zu rechtfertigen. Er inszenierte AC Hilliers erstes Zusammentreffen mit Medienvertretern regelrecht, das offenbar nicht nur Winston Nkatas Anwesenheit an Hilliers Seite erforderte, sondern auch den Aufbau eines erhöhten Podiums vor dem Hintergrund eines geschlossenen Vorhangs, ein Union Jack kunstvoll am Bildrand drapiert, und ebenso detaillierte Pressemappen, die so zusammengestellt waren, dass sie eine verwirrende Menge an Desinformationen enthielten. Hinten im Konferenzsaal hatte man einen Tisch aufgestellt, der verdächtig danach aussah, als sollten dort Erfrischungen dargeboten werden.

Lynley betrachtete all dies resigniert. Welche Hoffnungen er

auch immer gehabt hatte, Hillier zu einer subtilen Vorgehensweise zu überreden, sie waren gründlich zunichte gemacht worden. Die Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit hatte nun die Zügel übernommen, und deren Leiter war nicht Hillier unterstellt, sondern dessen Vorgesetztem, dem Deputy Commissioner. Die niederen Ränge – darunter auch Lynley – waren offenbar zu Rädchen im großen Getriebe der Public Relations degradiert. Lynley erkannte, dass das Einzige, was ihm zu tun übrig blieb, war, Nkata nach Kräften vor diesem Rummel zu schützen.

Der neue Detective Sergeant war schon dort. Man hatte ihm gesagt, wo er während der Pressekonferenz sitzen und was er sagen sollte, wenn die Journalisten Fragen an ihn richteten. Lynley fand ihn wütend auf dem Korridor. Die karibische Färbung seiner Sprache – Erbe seiner Mutter – war in Stresssituationen immer besonders deutlich zu hören.

»Ich hab diesen Job nicht angenommen, um hier den dresierten Affen zu machen«, sagte Nkata. »Mein Job ist nicht, dafür zu sorgen, dass meine Mum meine Visage sieht, wenn sie den Fernseher einschaltet. Er denkt, ich bin blöd, das denkt er. Ich bin hergekommen, um ihm zu sagen, dass ich das nicht bin.«

»Das kommt von weiter oben als Hillier«, eröffnete Lynley ihm und nickte einem der Tontechniker grüßend zu, der in den Konferenzraum hastete. »Behalten Sie die Nerven und lassen Sie es erst einmal über sich ergehen, Winnie. Es wird sich auf lange Sicht vorteilhaft für Sie auswirken, je nachdem, was Sie für Karrierepläne haben.«

»Aber Sie wissen doch, warum ich hier bin. Das wissen Sie verdammt genau.«

»Das haben Sie Deacon zu verdanken«, erwiderte Lynley. »Die Pressestelle ist zynisch genug, zu denken, dass die Öffentlichkeit sich so einfach reinlegen lässt und glaubt, was sie glauben soll, wenn sie Sie Seite an Seite mit dem Assistant Commissioner von Scotland Yard auf dem Podium sieht. Deacon ist so arrogant, dass er annimmt, Ihr Erscheinen allein werde den Spekulationen in der Presse entgegenwirken. Aber all das sagt

nichts über *Sie* aus, weder persönlich noch beruflich. Das müssen Sie sich vor Augen halten, damit Sie das hier überstehen.«

»Ah ja? Nur glaub ich das nicht, Mann. Und wenn da draußen spekuliert wird, dann völlig zu Recht. Wie viele Leichen braucht es denn noch? Verbrechen von Schwarzen gegen Schwarze sind immer noch Verbrechen. Und so gut wie nichts wird unternommen. Und wenn es in diesem speziellen Fall ein Verbrechen von einem Weißen gegen Schwarze ist, um das die Polizei sich nicht gekümmert hat, und ich spiele hier Hilliers rechte Hand, wo Sie und er doch genau wissen, dass er mich nie im Leben befördert hätte, wenn die Umstände anders wären...« Nkata hielt inne, um Atem zu schöpfen und nach dem passenden Schlusswort für seine Ausführungen zu suchen.

»Mord als Politikum«, sagte Lynley. »Ja, das ist es. Und ist es abscheulich? Zweifellos. Ist es zynisch? Ja. Unschön? Ja. Machiavellistisch? Ja. Aber letzten Endes bedeutet es nicht, dass Sie irgendetwas anderes als ein anständiger Polizist sind.«

In diesem Moment kam Hillier aus dem Saal. Er wirkte zufrieden mit dem, was immer Stephenson Deacon für die anstehende Pressekonferenz ausgeheckt hatte. »Damit gewinnen wir mindestens achtundvierzig Stunden Zeit«, sagte er zu Lynley und Nkata. »Winston, denken Sie an Ihren Part.«

Lynley wartete gespannt, wie Nkata das aufnehmen würde. Winston war klug genug, nur zu nicken. Doch als Hillier Richtung Aufzüge verschwand, sagte er zu Lynley: »Es sind Kinder, um die es hier geht. Tote *Kinder*, Mann.«

»Winston, ich weiß das«, antwortete Lynley.

»Was denkt er sich dann dabei?«

»Ich glaube, er will eine Grube graben, in die die Presse fallen soll.«

Nkata schaute Hillier nach. »Wie will er das anstellen?«

»Indem er so lange wartet, bis sie ihre Befangenheit öffentlich zur Schau gestellt haben, bevor er mit ihnen spricht. Er weiß, die Medien werden schnell dahinterkommen, dass die früheren Opfer schwarz beziehungsweise gemischtrassig waren, und wenn

das passiert, werden sie nach unserem Blut schreien. Wo war die Polizei eigentlich, haben sie alle geschlafen, et cetera, et cetera. An dem Punkt wird er kontern, indem er die Frage aufwirft, wieso die *Medien* so lange gebraucht haben, um zu bemerken, was die Polizei die ganze Zeit wusste und – der Presse mitgeteilt hat. Dieses letzte Opfer hat es auf Seite eins aller Zeitungen geschafft. Der Fall wird weit vorn in den Abendnachrichten behandelt. Aber was war mit den anderen?, wird er fragen. Warum war ihr Tod keine Topmeldung?«

»Hillier geht also in die Offensive«, sagte Nkata.

»Das ist der Grund, warum er gut in seinem Job ist. Jedenfalls meistens.«

Nkata sah angewidert aus. »Wenn vier weiße Jungen in verschiedenen Stadtteilen ermordet worden wären, hätten die Polizeibehörden von der ersten Sekunde an wie verrückt zusammengearbeitet.«

»Wahrscheinlich.«

»Also ...«

»Wir können ihre Versäumnisse nicht rückgängig machen, Winston. Wir können sie verabscheuen und versuchen, sie in Zukunft zu verhindern. Aber wir können die Zeit nicht zurückdrehen und die Dinge ändern.«

»Aber wir können verhindern, dass sie unter den Teppich gekehrt werden.«

»Das könnten wir uns zum Ziel setzen, da gebe ich Ihnen Recht.« Und ehe Nkata etwas erwidern konnte, fuhr Lynley fort: »Aber während wir das tun, treibt ein Mörder weiter sein Unwesen. Also was haben wir gewonnen? Haben wir die Toten aus ihren Gräbern zurückgeholt? Einen Verbrecher seiner gerechten Strafe zugeführt? Glauben Sie mir, Winston, die Presse wird sich von Hilliers Lektion, sich an die eigene Nase zu fassen, rasch erholen, und dann werden sie sich auf ihn stürzen wie Fliegen auf einen faulen Apfel. Aber in der Zwischenzeit haben wir in vier Mordfällen zu ermitteln, und zwar gründlich, und das werden wir nicht schaffen ohne die Kooperation genau der

Mordkommissionen, die Sie als bigott und korrupt bloßstellen wollen. Verstehen Sie das?«

Nkata dachte darüber nach. Schließlich sagte er: »Ich will wirklich beteiligt werden an dieser Sache. Ich habe nicht die Absicht, Hilliers Lakai bei diesen Pressekonferenzen zu sein.«

»Verstanden und genehmigt«, erwiderte Lynley. »Sie sind jetzt Detective Sergeant. Das wird niemand vergessen. Machen wir uns an die Arbeit.«

Die Einsatzzentrale war unweit von Lynleys Büro eingerichtet worden. Dort saßen bereits uniformierte Police Constables an Computern und erfassten die Informationen, die als Reaktion auf Lynleys Anfrage aus den Polizeiwachen, in deren Revier die früheren Opfer gefunden worden waren, hereinkamen. Tatortfotos waren an große Tafeln geheftet worden, andere enthielten Einsatzpläne mit den Namen der Teammitglieder und den Identifikationsnummern der Ermittlungsarbeiten, die ihnen zugeteilt waren. Die Techniker hatten drei Videostationen aufgebaut, so dass irgendjemand die Aufzeichnungen aller relevanten Überwachungskameras auswerten konnte – wo und falls es sie im Bereich der Fundorte gab. Die dazugehörigen Kabel schlängelten sich über den Fußboden. Die Telefone klingelten bereits. Lynleys langjähriger Kollege Detective Inspector John Stewart und zwei Detective Constables nahmen die Anrufe entgegen. Stewart saß bereits an einem auffallend aufgeräumten Schreibtisch.

Barbara Havers war dabei, Computerausdrucke mit einem gelben Marker zu bearbeiten, als Lynley und Nkata hereinkamen. Neben ihr standen eine geöffnete Schachtel Mr. Kipling-Erdbeermarmeladenkekse und eine Tasse Kaffee, die sie mit einer Grimasse leerte, gefolgt von: »Verdammter Mist. Kalt.« Dann sah sie sehnsüchtig auf die Packung Players, die halb unter einem Stapel Ausdrucke versteckt lag.

»Denken Sie nicht mal dran«, riet Lynley. »Was haben Sie von SO₅ bekommen?«

Sie legte den Marker beiseite und massierte ihre Schultermuskeln. »Das sollten wir der Presse lieber vorenthalten.«

»Das fängt ja gut an«, kommentierte Lynley. »Lassen Sie hören.«

»Die Datenbanken der jugendlichen Straftäter und vermissten Personen ergeben für die letzten drei Monate eine Trefferzahl von eintausendfünfhundertvierundsiebzig.«

»Verdammt.« Lynley nahm ihr die Ausdrucke ab und blätterte sie ungeduldig durch. Am anderen Ende des Raums beendet DI Stewart ein Telefonat und vervollständigte seine Notizen.

»Wenn Sie mich fragen, hat sich nicht viel geändert, seit die Presse der Abteilung SO5 zum letzten Mal die Hölle heiß gemacht hat, weil sie ihre Daten nicht aktualisieren«, meinte Barbara. »Man sollte doch annehmen, sie wollen nicht schon wieder eine Torte ins Gesicht.«

»Das sollte man meinen«, stimmte Lynley zu. Die Namen vermisster Kinder wurden routinemäßig in das Computersystem eingegeben. Aber oft kam es vor, dass der Name nicht gelöscht wurde, wenn das Kind wieder gefunden worden war. Auch wurden sie nicht zwangsläufig gelöscht, wenn die Vermissten als jugendliche Straftäter oder unter Vormundschaft der Jugendämter wieder auftauchten. Die Rechte wusste nicht, was die Linke tat, und nicht selten hatte diese Ineffizienz der Vermisstenabteilung in der Vergangenheit Ermittlungen beinahe völlig zum Stillstand gebracht.

»Ich sehe schon Ihrem Gesicht an, was Sie sagen werden, Sir, aber das hier kann ich unmöglich allein schaffen. Über fünfzehnhundert Namen? Bis ich die alle durchgeackert habe, hat dieser Kerl« – sie wies zu den Fotos an der Tafel – »seine nächsten sieben Opfer erledigt.«

»Wir besorgen Ihnen Verstärkung«, versprach Lynley. Er wandte sich an Stewart: »John? Beschaff uns mehr Leute hierfür. Die Hälfte soll sich ans Telefon hängen und herausfinden, ob diese Kinder hier inzwischen wieder aufgetaucht sind, die andere Hälfte soll die Vermisstenlisten mit den Opfern vergleichen und versuchen, eine Zuordnung zustande zu bringen. Jeder

noch so geringen Chance, die Leichen zu identifizieren, muss nachgegangen werden. Was sagt die Sitte zu dem jüngsten Opfer? Hat Theobald's Road uns irgendwelche Informationen über den Jungen in St. George's Gardens gegeben? Oder Kings Cross? Und wie steht es mit Tolpuddle Street?«

DI Stewart griff nach einem Notizbuch. »Die Sitte sagt, die Beschreibung passt auf keinen der ihnen bekannten Stricher irgendwo in der Stadt. Aus dem Milieu wird auch niemand vermisst, jedenfalls bislang.«

»Kontaktieren Sie die Sitte der Reviere, wo die anderen Opfer gefunden wurden«, wies Lynley Barbara an. »Sehen Sie zu, ob dort jemand vermisst wird, den wir einem der Opfer zuordnen können.« Er trat zu einer der Tafeln und betrachtete die Bilder des jüngsten Opfers. John Stewart schloss sich ihm an. Wie üblich strahlte der Inspector eine nervöse Energie aus, gepaart mit seiner Detailbesessenheit. Die aufgeschlagene Seite seines Notizbuchs zeigte eine vielfarbige Skizze, deren Sinn nur er kannte. Lynley fragte ihn: »Was gibt es für Neuigkeiten von jenseits des Flusses?«

»Noch nichts reingekommen«, antwortete Stewart. »Ist noch keine zehn Minuten her, dass ich bei Dee Harriman nachgefragt habe.«

»Wir brauchen eine Laboruntersuchung des Make-ups, das der Junge trägt, John. Versuch bitte, ob du den Hersteller ermitteln kannst. Möglicherweise hat unser Opfer es nicht selbst aufgetragen. Wenn das der Fall ist und das Make-up nicht irgendeine Marke ist, die es in jedem Drogeriemarkt in der Stadt gibt, könnte der Ort, wo es erworben wurde, uns auf die richtige Spur bringen. Und stell unterdessen zusammen, wer vor kurzem aus der Haft und den forensischen Kliniken entlassen worden ist. Und Entlassungen aus dem Jugendstrafvollzug im Umkreis von hundert Meilen auch. Und das gilt für beide Seiten, denk daran.«

»Beide Seiten?« Stewart sah von seinem eiligen Gekritzel auf.

»Unser Mörder könnte vor kurzem entlassen worden sein.«

Aber ebenso unsere Opfer. Bis wir diese vier Jungen identifiziert haben, wissen wir überhaupt nicht, womit wir es eigentlich zu tun haben, abgesehen vom Offensichtlichen.«

»Einem geisteskranken Schwein nämlich.«

»Die letzte Leiche liefert ausreichende Beweise für diese Schlussfolgerung«, stimmte Lynley zu. Sein Blick wanderte, während er sprach, zu diesen Beweisen, als werde er gegen seinen Willen dorthin gelenkt: Der lange Schnitt im Oberkörper, posthum beigebracht, das mit Blut gemalte Symbol auf der Stirn, der fehlende Nabel und das Detail, das niemand gesehen und fotografiert hatte, ehe man die Leiche erstmals bewegt hatte: Die Handflächen, die so verbrannt waren, dass das Fleisch schwarz geworden war.

Lynleys Blick glitt weiter zu der Liste der anstehenden Aufgaben, die er am gestrigen langen Abend geschrieben hatte, ehe sie das Team zusammenstellten: Beamtinnen und Beamte klopfen an jede Tür in der näheren Umgebung der bisherigen Leichenfunde; andere Beamte überprüften frühere Verhaftungen auf der Suche nach minder schweren Straftaten, die Anzeichen eines möglicherweise eskalierenden Verhaltens trugen, das zu den Morden führen konnte, mit denen sie sich jetzt konfrontiert sahen. Das war alles gut und richtig, aber irgendjemand musste auch die Spur des Lendentuchs verfolgen, das bei der letzten Leiche gefunden worden war, jemand anderes musste sich um das Fahrrad und die Silbergegenstände vom Tatort kümmern, irgendwer musste alle vier Tatorte triangulieren und analysieren, alle Sexualstraftäter ausfindig machen und ihr Alibi überprüfen, Anfragen an alle Polizeibehörden im Land starten, um herauszufinden, ob es anderswo ähnliche, ungelöste Mordfälle gab. Sie wussten von vier Opfern, aber es konnten ebenso vierzehn oder vierzig sein.

Achtzehn Detectives und sechs Constables arbeiteten derzeit an dem Fall, aber Lynley wusste, sie brauchten zweifellos mehr. Und es gab einen Weg, sie zu bekommen.

Sir David Hillier, dachte Lynley boshaft, würde diese Tat-

sache gleichzeitig lieben und hassen. Er würde wie ein Honigkuchenpferd strahlen, wenn er der Presse verkünden konnte, dass mehr als dreißig Polizeibeamte an dem Fall arbeiteten. Aber es würde ihn gleichzeitig auf die Palme bringen, die vielen Überstunden genehmigen zu müssen. Das war aber nun einmal Hilliers Los. Das waren die Schattenseiten des Ehrgeizes.

Am folgenden Nachmittag hatte Lynley von SO7 die vollständigen Autopsieberichte der ersten drei Opfer und den vorläufigen des zuletzt entdeckten Jungen in Händen. Er legte je einen Satz Fotos von allen vier Tatorten dazu und packte das gesamte Material in seinen Aktenkoffer. Dann ging er zu seinem Wagen und verließ die Victoria Street in einem leichten Nebel, der vom Fluss heraufgeweht wurde. Der Verkehr bewegte sich nur im Schneckentempo, doch als Lynley schließlich Millbank erreichte, hatte er wenigstens einen Ausblick auf den Fluss – oder das, was vom Fluss zu sehen war, vornehmlich also auf die Mauer, die entlang des Gehwegs errichtet war, und auf die alten gusseisernen Straßenlaternen, die im Dämmerlicht zu leuchten begannen.

Er bog am Cheyne Walk rechts ab und fand einen Parkplatz, als jemand wegfuhr, der gerade aus dem King's Head and Eight Bells am Ende der Cheyne Row gekommen war. Es waren nur wenige Schritte von hier zu dem Haus an der Ecke dieser Straße und des Lordship Place. Keine fünf Minuten später klingelte er dort.

Er rechnete mit dem Gebell eines extrem wachsamem Langhaardackels, aber es blieb aus. Stattdessen wurde die Tür von einer recht großen, rothaarigen Frau mit einer Schere in der einen und einer Rolle gelbem Geschenkband in der anderen Hand geöffnet. Sie strahlte, als sie ihn erkannte.

»Tommy!«, sagte Deborah St. James. »Das ist perfektes Timing. Ich brauche Hilfe, und schon bist du zur Stelle.«

Lynley trat ein, zog den Mantel aus und stellte seinen Aktenkoffer neben den Schirmständer. »Hilfe wobei? Wo ist Simon?«

»Ihn habe ich schon anderweitig verpflichtet. Und man kann

Ehemänner nur bis zu einem gewissen Grad in Anspruch nehmen, sonst laufen sie mit der stadtbekanntesten Schlampe aus dem Pub davon.«

Lynley lächelte. »Was soll ich tun?«

»Komm mal mit.« Sie führte ihn ins Speisezimmer, wo ein antiker Bronzelüster den Esstisch voller Geschenkpapier und Zubehör beleuchtete. Ein großes Paket war schon farbenfroh verpackt, und offenbar war Deborah bei der Konstruktion einer komplizierten Schleife unterbrochen worden.

»Ich fürchte, dergleichen ist nicht mein Metier«, warnte Lynley.

»Oh, der Einsatzplan steht bereits fest«, teilte Deborah ihm mit. »Du musst nur das Klebeband festhalten und da drücken, wo ich es dir sage. Das sollte dich nicht überfordern. Ich habe mit Gelb angefangen, aber Grün und Weiß kommen noch dazu.«

»Das sind die Farben, die Helen ausgesucht hat...« Lynley brach ab. »Ist das hier zufällig für sie? Für uns?«

»Wie unfein, Tommy«, schalt Deborah. »Ich hätte dich nie für jemanden gehalten, der nach Geschenken angelt. Hier, halt dieses Band mal fest. Ich brauche drei Stücke von je einem Meter Länge. Was macht eigentlich deine Arbeit? Bist du deswegen gekommen? Ich nehme an, du willst Simon sprechen.«

»Peach reicht völlig. Wo ist sie?«

»Gassi«, erklärte Deborah. »Nur unter Protest, wegen des Wetters. Dad ist mit ihr unterwegs, und ich nehme an, sie tragen irgendwo eine Schlacht aus, um zu entscheiden, wer läuft und wer getragen wird. Hast du sie nicht gesehen?«

»Keine Spur.«

»Dann hat Peach wahrscheinlich gesiegt. Ich nehme an, sie sind in den Pub gegangen.«

Lynley sah zu, während Deborah das Geschenkband zu einer Schleife schnürte. Sie konzentrierte sich auf ihr Werk, was ihm Gelegenheit gab, sich auf sie zu konzentrieren, seine einstige Geliebte, die Frau, die er hatte heiraten wollen. Sie hatte es vor

nicht allzu langer Zeit mit einer Mörderin zu tun bekommen, und die Stiche, die die Wunde in ihrem Gesicht geschlossen hatten, waren noch nicht vollständig verheilt. Die Narbe zog sich seitlich über den Kiefer, und Deborah – eine Frau, die von gewöhnlicher Eitelkeit beinah völlig frei war – hatte typischerweise nichts unternommen, um sie abzudecken.

Sie schaute auf und erwischte ihn bei seiner Beobachtung. »Was?«, fragte sie.

»Ich liebe dich«, gestand er ihr offen. »Anders als früher. Aber nicht minder.«

Ihre Züge wurden sanft. »Ich liebe dich auch, Tommy. Wir haben eine Grenze überschritten, nicht wahr? Neues Territorium, aber doch irgendwie vertraut.«

»Ganz genauso ist es.«

Im nächsten Moment hörten sie Schritte auf dem Korridor, und ihr ungleichmäßiger Klang identifizierte Deborahs Mann. Er kam an die Tür des Speisezimmers, einen Packen großer Fotografien in der Hand. »Tommy«, sagte er. »Hallo. Ich habe gar nicht gehört, dass du gekommen bist.«

»Kein Peach-Gebell«, sagten Deborah und Lynley wie aus einem Munde, dann lachten sie verschwörerisch.

»Ich habe doch immer gewusst, dass dieser Hund für irgendetwas gut sein muss.« Simon St. James trat an den Tisch und legte die Fotos ab. »Es war keine einfache Entscheidung«, sagte er zu seiner Frau.

St. James' Bemerkung bezog sich auf die Fotos, die, soweit Lynley sehen konnte, alle das gleiche Motiv zeigten: eine Windmühle in einer Landschaft mit Wiesen und Bäumen, eine Hügelkette im Hintergrund und weiter vorn ein halb verfallenes Cottage. »Darf ich?«, fragte er, und als Deborah nickte, nahm er die Bilder genauer in Augenschein. Die Belichtung war bei allen unterschiedlich, aber was bemerkenswert war, war die Art und Weise, wie die Fotografin alle Variationen von Licht und Dunkel eingefangen hatte, ohne die Klarheit auch nur eines einzigen Objekts zu verlieren.

»Ich habe mich für das entschieden, wo du das Mondlicht auf den Windmühlenflügeln besonders hervorgehoben hast«, sagte St. James zu seiner Frau.

»Das fand ich auch am schönsten. Danke, Liebling. Du bist und bleibst mein bester Kritiker.« Sie vollendete das Schleifenkunstwerk, und Lynley assistierte ihr mit dem Tesafilm. Als sie fertig war, trat sie zurück, um das Ergebnis zu betrachten, dann nahm sie einen verschlossenen Umschlag vom Sideboard und befestigte ihn an dem Geschenk. Schließlich überreichte sie es Lynley. »Mit unseren besten Wünschen, Tommy«, sagte sie. »Aufrichtig und aus tiefstem Herzen.«

Lynley wusste, welch weiten Weg Deborah zurückgelegt hatte, um fähig zu sein, diese Worte auszusprechen. Ein eigenes Kind zu bekommen, das war ein Wunsch, der ihr verwehrt geblieben war.

»Danke.« Seine Stimme klang rauer als üblich. »Euch beiden.«

Ein Moment des Schweigens breitete sich zwischen ihnen aus, das St. James schließlich brach, indem er verkündete: »Das verlangt nach einem Drink.«

Deborah sagte, sie werde sich ihnen anschließen, sobald sie das Chaos beseitigt habe, das sie im Speisezimmer angerichtet hatte. St. James führte Lynley ein kleines Stück den Flur entlang in sein Arbeitszimmer, das auf die Straße hinausführte. Lynley holte seinen Aktenkoffer und ließ stattdessen das verpackte Geschenk im Flur zurück. Als er sich seinem alten Freund wieder anschloss, stand St. James am Fenster vor dem Servierwagen mit den Flaschen, eine Karaffe in der Hand.

»Sherry?«, fragte er. »Whisky?«

»Ist der ganze Lagavullin schon weg?«

»Er ist zu schwierig zu beschaffen. Ich gehe sparsam damit um.«

»Dann werde ich ihn ganz sparsam trinken.«

St. James schenkte ihnen beiden einen Whisky ein, Deborah einen Sherry, den er auf dem Wagen stehen ließ. Dann trat er zu

Lynley an den Kamin und ließ sich in einen der beiden alten Ledersessel dort sinken, was aufgrund der Schiene, die er seit Jahren am linken Bein tragen musste, ein wenig ungeschickt vonstatten ging.

»Ich habe mir heute Nachmittag einen *Evening Standard* mitgebracht«, sagte er. »Es sieht nach einer ziemlichen Schweinerei aus, Tommy, wenn ich richtig zwischen den Zeilen gelesen habe.«

»Du weißt also, warum ich gekommen bin.«

»Wer arbeitet mit dir an dem Fall?«

»Die üblichen Verdächtigen. Ich habe beantragt, das Team zu vergrößern. Hillier wird es unwillig genehmigen – was bleibt ihm anderes übrig? Wir brauchen fünfzig Beamte, aber wir können uns glücklich schätzen, wenn wir dreißig bekommen. Wirst du uns helfen?«

»Du glaubst, Hillier wird das absegnen?«

»Ich habe das Gefühl, dass er dich mit offenen Armen willkommen heißen wird. Wir brauchen deinen Sachverstand, Simon. Und das Pressebüro wird nur zu glücklich sein, wenn Hillier verkünden kann, dass wir den unabhängigen Forensiker Simon Allcourt-St. James, ehemaliger Mitarbeiter von New Scotland Yard, heute Gerichtssachverständiger, Hochschuldozent, Vortragsredner et cetera, gewinnen konnten. Genau das Richtige, um das Vertrauen der Öffentlichkeit wiederherzustellen. Aber lass dich davon nicht unter Druck setzen.«

»Was soll ich denn tun? Die Zeiten, da ich Tatorte untersucht habe, sind lange vorbei. Und so Gott will, werdet ihr ja auch keine weiteren Tatorte haben.«

»Du hättest eine Beraterfunktion. Ich werde dir nicht vorlügen, dass es alles andere, was du zu tun hast, nicht beeinträchtigen würde. Aber ich würde versuchen, deine Inanspruchnahme auf das notwendige Minimum zu beschränken.«

»Dann lass mal sehen. Hast du von allen Unterlagen Kopien mitgebracht?«

Lynley klappte seinen Aktenkoffer auf und reichte St. James

alles, was er hineingelegt hatte, bevor er Scotland Yard verlassen hatte. St. James legte die Berichte beiseite und betrachtete die Fotos. Er pfiff leise vor sich hin. Als er endlich wieder aufsaß, sagte er zu Lynley: »Und sie haben nicht auf den ersten Blick gesehen, dass dies ein Serienmörder ist?«

»Jetzt verstehst du, welches Problem wir haben.«

»Aber hier wimmelt es nur so von Anzeichen für einen Ritualmord. Allein die verbrannten Hände...«

»Nur bei den letzten drei Opfern.«

»Trotzdem, bereits die Ähnlichkeiten in der Aufbahrung der Opfer deuten zweifelsfrei auf Serienmord hin.«

»Beim letzten Opfer, dem in St. George's Gardens, hat die ermittelnde Beamtin sofort auf einen Serienmord geschlossen.«

»Und bei den anderen?«

»Jede Leiche wurde im Revier einer anderen Polizeiwache gefunden. Die Kollegen haben pro forma ermittelt, aber anscheinend sind sie jedes Mal mühelos zu dem Schluss gekommen, dass es eine Einzeltat sei. Wegen der Hautfarbe der Opfer haben sie es als Bandenmorde abgetan. Bandenmorde aufgrund des Zustands der Leichen. Gewissermaßen gekennzeichnet mit der Handschrift der gegnerischen Bande. Als Warnung für andere.«

»Das ist Unsinn.«

»Ich versuche nicht, sie zu entschuldigen.«

»Ich kann mir vorstellen, dass es ein PR-Albtraum für Scotland Yard sein muss.«

»Ja. Wirst du uns helfen?«

»Kannst du mir das Vergrößerungsglas aus dem Schreibtisch holen? Es ist in der obersten Schublade.«

Lynley holte das Lederetui mit der Lupe und brachte es seinem Freund. Er schaute zu, während St. James die Fotos der Opfer eingehend studierte. Am längsten hielt er sich bei dem letzten Opfer auf und schaute sich längere Zeit dessen Gesicht an, ehe er sprach. Und sogar dann schien es, als rede er mehr mit sich selbst als mit Lynley: »Der Bauchschnitt ist offensichtlich posthum. Aber die Brandwunden an den Händen...?«

»Bevor der Tod eintrat«, stimmte Lynley zu.

»Das macht es sehr interessant, nicht wahr?« St. James sah auf, schaute einen Moment zum Fenster hinüber, ehe er Opfer Nummer vier nochmals betrachtete. »Er ist nicht sonderlich geschickt mit dem Messer. Er hat nicht gezaudert, *wo* er schneiden soll, aber war überrascht, festzustellen, wie schwer es ging.«

»Kein Medizinstudent oder Arzt also.«

»Ich denke nicht.«

»Welche Art von Werkzeug?«

»Ein sehr scharfes Messer wäre völlig ausreichend. Ein Küchenmesser vielleicht. Das und eine gewisse Kraft, um die Bauchmuskeln durchtrennen zu können. Und diesen Riss hier oben herbeizuführen... Das kann nicht leicht gewesen sein. Er ist ziemlich stark.«

»Er hat den Nabel entfernt, Simon. Beim letzten Opfer.«

»Grässlich«, räumte St. James ein. »Man hätte meinen können, er habe den Schnitt nur gemacht, um genügend Blut für das Symbol auf der Stirn zu bekommen, aber die Entfernung des Nabels spricht gegen diese Theorie, nicht wahr? Was hältst du übrigens von dem Zeichen auf der Stirn?«

»Nun, es handelt sich offensichtlich um ein Symbol.«

»Die Unterschrift des Mörders?«

»Das würde ich sagen, zumindest teilweise. Aber es ist mehr als das. Wenn das gesamte Verbrechen Bestandteil eines Rituals ist...«

»Und es sieht danach aus, nicht wahr?«

»Dann würde ich sagen, ist dies die letzte Handlung. Ein Schlusspunkt nach dem Tod des Opfers.«

»Es sagt also irgendetwas.«

»Definitiv.«

»Aber wem? Der Polizei, die versäumt hat, zu bemerken, dass sich ein Serienmörder in der Stadt herumtreibt? Dem Opfer, das gerade im wahrsten Sinne des Wortes eine Feuerprobe absolviert hat? Oder jemand anderem?«

»Das ist die Frage.«

St. James nickte. Er legte die Bilder beiseite und nahm sein Whiskyglas in die Hand. »Dann werde ich damit anfangen«, sagte er.

3

Als Barbara Havers an diesem Abend den Motor ausschaltete, blieb sie noch einen Moment im Mini sitzen und lauschte niedergeschlagen dem röchelnden Sterben des Motors. Sie betete den Kopf aufs Lenkrad. Sie war vollkommen erledigt. Seltensam, dass Stunde um Stunde an Computern und Telefonen zu verbringen ermüdender war, als durch London zu laufen auf der Suche nach Zeugen, Verdächtigen, Aussagen und Hintergrundinformationen, aber so war es. Einen Computerbildschirm anzustarren, Ausdrücke zu lesen und zu markieren, immer wieder das gleiche Telefongespräch mit einem verzweifelten Elternpaar nach dem anderen zu führen – all das weckte in ihr eine Sehnsucht nach gebackenen Bohnen auf Toast, dem ultimativen Trostfutter, und dann ab in die Waagerechte auf dem Schlafsofa, die Fernbedienung fest in der Hand. Einfach völlig erledigt: Sie hatte während dieser zwei endlosen ersten Ermittlungstage nicht eine Sekunde Pause gehabt.

Zum einen war da die Geschichte mit Winston Nkata. Detective *Sergeant* Winston Nkata. Es war eine Sache, zu wissen, warum Hillier ihren Kollegen ausgerechnet zum jetzigen Zeitpunkt befördert hatte. Aber es war etwas völlig anderes, sich eingestehen zu müssen, dass Winston – egal, ob Opfer politischer Manipulation oder nicht – seine neue Position verdient hatte. Was alles noch schlimmer machte, war, dass sie trotz dieser Erkenntnis mit ihm zusammenarbeiten musste, wobei sie genau merkte, dass ihm das Ganze ebenso zu schaffen machte wie ihr.

Wäre Winston blasiert gewesen, hätte sie gewusst, wie sie damit umgehen musste. Wäre er ihr arrogant gekommen, hätte

sie sich einen Spaß daraus gemacht, ihn zu ärgern. Wäre er ostentativ bescheiden aufgetreten, hätte sie ihn mit ihrer scharfen Zunge angemessen zurechtgestutzt. Aber er war nichts von alledem, nur eine stillere Version des normalen Winston, eine Version, die bestätigte, was Lynley gesagt hatte: Winnie ließ sich von niemandem Sand in die Augen streuen. Er wusste ganz genau, was Hillier und das Pressebüro abziehen wollten.

Letztlich war es also Mitgefühl, das Barbara für ihren Kollegen empfand, und das hatte sie bewogen, ihm eine Tasse Tee mitzubringen, als sie sich selbst eine holte, und ihm mit den Worten zu überreichen: »Glückwunsch zur Beförderung, Winnie.« Sie stellte die Tasse auf seinen Schreibtisch.

Zusammen mit den Constables, die DI Stewart dafür eingeteilt hatte, war Barbara zwei Tage und zwei Abende damit beschäftigt gewesen, die überwältigende Zahl von Vermisstenanzeigen durchzuackern, die sie aus dem SO5-Computer gezogen hatte. Schließlich war Nkata mit eingestiegen. Sie hatten eine beträchtliche Anzahl von Namen von der Liste streichen können: Kinder, die wieder nach Hause gekommen waren oder Kontakt zu ihren Familien aufgenommen und ihren Aufenthaltsort mitgeteilt hatten. Wie erwartet, befanden sich einige der Vermissten in Jugendhaft, andere in Heimen. Aber es blieben immer noch Hunderte von vermissten Jugendlichen übrig, und die Detectives begannen schließlich, ihre Beschreibungen mit denen der unidentifizierten Leichen zu vergleichen. Teilweise ließ sich das per Computer erledigen. Zum Teil war es aber auch Handarbeit.

Sie hatten die Fotos und Autopsieberichte der ersten drei Opfer als Ausgangspunkt, und in fast allen Fällen waren die Eltern oder Vormunde der vermissten Jugendlichen kooperativ. Zu guter Letzt hatten sie sogar eine mögliche Identifizierung zustande gebracht, aber die Wahrscheinlichkeit, dass der fragliche vermisste Junge wirklich eines der Opfer war, war gering.

Dreizehn Jahre alt, halb schwarz, halb philippinisch, Kopfhaar rasiert, Nase an der Spitze abgeflacht und an der Wurzel

gebrochen. Sein Name war Jared Salvatore, abgängig seit zwei Monaten und von seinem älteren Bruder vermisst gemeldet, der – so stand es in den Akten – den Anruf bei der Polizei vom Pentonville-Gefängnis aus getätigt hatte, wo er wegen eines bewaffneten Raubüberfalles einsaß. Woher der große Bruder wusste, dass Jared vermisst wurde, stand nicht in dem Bericht.

Aber das war alles. Aus der unüberschaubaren Zahl vermisster Jugendlicher Identifizierungen der Leichen zu ermöglichen war ungefähr so, als suche man Fliegenscheiße im Pfeffer, solange es ihnen nicht gelang, eine Verbindung zwischen den Opfern zu erkennen. Und bedachte man, wie weit die Fundorte auseinander lagen, war eine solche Verbindung unwahrscheinlich.

Als Barbara genug gearbeitet hatte – oder zumindest so viel, wie sie an einem Tag verkraften konnte –, hatte sie zu Nkata gesagt: »Ich verschwinde, Winnie. Bleibst du noch, oder was?«

Nkata hatte seinen Stuhl zurückgerollt, sich den Nacken massiert und geantwortet: »Ich bleib noch ein bisschen.«

Sie nickte, ging aber nicht sofort. Sie hatte das Gefühl, dass sie beide etwas sagen mussten, war aber nicht sicher, was. Nkata war derjenige, der den ersten Schritt machte.

»Was machen wir denn jetzt, Barb?« Er legte seinen Kuli auf den Notizblock. »Die Frage ist, wie gehen wir miteinander um? Wir können ja nicht so tun, als wär nichts.«

Barbara setzte sich wieder hin. Auf dem Schreibtisch stand ein magnetischer Büroklammerspender, und sie nahm ihn in die Hand und spielte damit. »Ich denke, wir tun einfach, was getan werden muss. Ich schätze, der Rest findet sich schon irgendwie.«

Er nickte versonnen. »Ich fühl mich nicht besonders wohl in meiner Haut. Ich weiß, warum ich hier bin, und ich will, dass du das verstehst.«

»Schon klar«, erwiderte Barbara. »Aber sei nicht unfair zu dir selbst. Du hast verdient...«

»Hillier hat keinen blassen Schimmer, was ich verdient hab

oder nicht«, unterbrach er sie. »Von der Presseabteilung will ich gar nicht reden. Nicht vor dieser Geschichte, heute nicht und in Zukunft auch nicht.«

Barbara schwieg. Sie konnte das nicht in Abrede stellen, wussten sie doch beide, dass er die Wahrheit sagte. Schließlich antwortete sie: »Weißt du, Winnie, wir sind irgendwie in der gleichen Lage.«

»Wie meinst du das? Weiblicher Cop, schwarzer Cop?«

»Nicht deswegen. Es hat was mit Wahrnehmung zu tun. Hillier sieht keinen von uns wirklich. Tatsache ist, dass das für jeden in diesem Team gilt. Er nimmt keinen von uns wahr, sondern nur, inwieweit wir ihm nutzen oder schaden können.«

Nkata dachte darüber nach. »Ich schätze, da hast du Recht.«

»Also, nichts, was er tut oder sagt, spielt irgendeine Rolle, denn letztlich haben wir immer noch denselben Job zu erledigen. Die Frage ist: Sind wir dem gewachsen? Denn das hieße, wir müssen einfach ignorieren, wie sehr wir ihn verabscheuen, und einfach mit dem weitermachen, was wir am besten können.«

»Ich bin dabei«, antwortete Nkata. »Aber, Barb, du hast trotzdem verdient...«

»Hey«, fiel sie ihm ins Wort, »genau wie du.«

Sie gähnte ausgiebig und drückte die Schulter gegen die widerpenstige Tür des Mini. Sie hatte einen Parkplatz auf der Steeles Road gefunden, gleich um die Ecke von Eton Villas. Sie ging zu dem gelben Haus, stemmte sich gegen den kalten Wind, der am späten Nachmittag aufgekommen war, und folgte dem Weg zu ihrem Bungalow.

Drinne schaltete sie das Licht ein, legte ihre Schultertasche auf den Tisch und holte die ersehnte Dose Heinz-Bohnen aus dem Schrank. Den Inhalt schüttete sie in einen Topf. Unter anderen Umständen hätte sie die Bohnen kalt gegessen. Aber heute Abend, fand sie, hatte sie das Komplettprogramm verdient. Sie steckte Brot in den Toaster und holte sich ein Stella-Artois-Bier

aus dem Kühlschrank. Normalerweise trank sie wochentags keinen Alkohol, aber sie hatte einen harten Tag gehabt.

Während ihr Abendessen sich eigenständig zubereitete, machte sie sich auf die Suche nach der Fernbedienung, die sie wie üblich nicht finden konnte. Sie tastete die Falten des ungemachten Bettsofas ab, als jemand klopfte. Sie schaute über die Schulter und sah durch die offenen Lamellen am Fenster zwei schattenhafte Gestalten vor der Tür: die eine klein, die andere größer, beide schlank. Hadiyyah und ihr Vater kamen zu Besuch.

Barbara gab ihre Suche nach der Fernbedienung auf und öffnete ihren Nachbarn die Tür. »Gerade rechtzeitig für Barbaras Spezialität des Hauses. Ich habe zwei Scheiben Toast, aber wenn ihr euch benehmt, können wir sie durch drei teilen.« Sie hielt die Tür weiter auf, um sie einzulassen, und vergewisserte sich mit einem Blick über die Schulter, dass sie ihre getragenen Schlüpfers irgendwann im Laufe der letzten achtundvierzig Stunden in den Wäschekorb geworfen hatte.

Taymullah Azhar lächelte mit der für ihn typischen feierlichen Höflichkeit. »Wir können leider nicht bleiben, Barbara«, sagte er. »Wenn Sie vielleicht einen Moment Zeit für uns hätten? Es dauert nicht lange.«

Er klang so ernst, dass Barbara argwöhnisch von ihm zu seiner Tochter schaute. Hadiyyah ließ den Kopf hängen und hatte die Hände auf dem Rücken verschränkt. Ein paar Strähnen hatten sich aus ihren Zöpfen gestohlen und lagen auf den Wangen, die gerötet waren. Sie sah aus, als hätte sie geweint.

»Was ist los? Ist irgendwas...?« Barbara war von vielen, höchst unterschiedlichen bösen Ahnungen erfüllt, von denen sie keine benennen wollte. »Was gibt es, Azhar?«

Azhar sagte: »Hadiyyah?«

Seine Tochter sah flehentlich zu ihm auf. Sein Ausdruck war unnachgiebig. »Wir sind aus einem bestimmten Grund gekommen. Du kennst ihn.«

Hadiyyah schluckte so heftig, dass Barbara es hören konnte. Dann zog das kleine Mädchen die Hände hinter dem Rücken

hervor und streckte sie Barbara entgegen. Sie hielten die Buddy-Holly-CD. »Dad sagt, ich muss sie dir zurückgeben, Barbara«, erklärte sie.

Barbara nahm die CD. Dann schaute sie Azhar an. Sie sagte: »Aber... Entschuldigung, aber ist es verboten oder so was?« Das war unwahrscheinlich. Sie hatte ein wenig über ihre Bräuche gelernt, und Geschenke zu machen zählte dazu.

»Und?«, sagte Azhar zu seiner Tochter, ohne Barbaras Frage zu beantworten. »Du hast noch mehr zu sagen, richtig?«

Hadiyyah senkte den Kopf wieder. Barbara sah ihre Lippen beben.

Ihr Vater sagte: »Hadiyyah. Ich werde dich nicht noch einmal...«

»Ich hab geschwindelt«, stieß das kleine Mädchen hervor. »Ich hab meinen Dad angeschwindelt, und er hat es rausgekriegt, und darum muss ich dir das hier zu... zurück... zurückgeben.« Sie sah auf. Tränen rannen über ihr Gesicht. »Aber trotzdem danke, denn ich fand es wunderbar. Peggy Sue war besonders schön.« Dann drehte sie sich auf dem Absatz herum und floh zum Vorderhaus zurück. Barbara hörte sie schluchzen.

Sie sah zu ihrem Nachbarn. »Hören Sie, Azhar«, sagte sie. »Das war alles meine Schuld. Ich hatte keine Ahnung, dass Hadiyyah nicht auf die Camden High Street darf. Und sie wusste nicht, was ich vorhatte, als wir losgingen. Es sollte nur ein Spaß sein. Sie hörte sich irgendeine Popgruppe an, und ich hab sie damit aufgezogen, und sie hat gesagt, wie toll sie sie fand, und da hab ich beschlossen, ihr zu zeigen, was echter Rock 'n' Roll ist, und hab sie mit zum Virgin Megastore genommen, aber ich wusste nicht, dass es verboten war, und sie wusste nicht, wo wir hingingen.« Barbara war außer Atem. Sie kam sich wie ein Teenager vor, der nach der Sperrstunde erwischt wurde. Das Gefühl gefiel ihr nicht sonderlich. Sie zwang sich zur Ruhe und sagte: »Wenn ich gewusst hätte, dass Sie ihr verboten hatten, zur Camden High Street zu gehen, hätte ich sie nicht dorthin mitge-

nommen. Es tut mir furchtbar Leid, Azhar. Sie hat es nicht sofort gesagt.«

»Was der Grund meiner Verärgerung über Hadiyyah ist«, erklärte Azhar. »Das hätte sie tun müssen.«

»Aber wie gesagt, sie wusste ja nicht, wo es hingehen sollte, bis wir dort waren.«

»Als Sie hinkamen, hatte sie da die Augen verbunden?«

»Natürlich nicht. Aber da war es zu spät. Ich habe ihr gar keine Gelegenheit gegeben, etwas zu sagen.«

»Hadiyyah sollte keiner Aufforderung bedürfen, um die Wahrheit auszusprechen.«

»Okay, das seh ich ein. Es ist passiert, und es wird nicht wieder vorkommen. Lassen Sie sie wenigstens die CD behalten.«

Azhar wandte den Blick ab. Seine dunklen Finger – so schmal, dass sie wie die eines Mädchens wirkten – griffen unter dem makellosen Jackett in die Brusttasche seines strahlend weißen Hemdes. Er ertastete dort eine Zigarettenschachtel und brachte sie zum Vorschein. Er schüttelte eine Zigarette heraus, schien zu überlegen, was er als Nächstes tun sollte, und bot die Zigaretten dann Barbara an. Sie wertete das als hoffnungsvolles Zeichen. Ihre Finger berührten sich flüchtig, als Barbara die Zigarette nahm, und er zündete ein Streichholz an, um erst ihr und dann sich selbst Feuer zu geben.

»Sie möchte, dass Sie mit dem Rauchen aufhören«, berichtete Barbara ihm.

»Sie möchte viele Dinge. Wie wir alle.«

»Sie sind wütend. Kommen Sie rein. Lassen Sie uns über diese Sache reden.«

Er blieb, wo er war.

»Azhar, hören Sie zu. Ich weiß, was Ihnen an Camden High Street und alldem Sorgen macht. Aber Sie können sie nicht vor allem beschützen. Das ist unmöglich.«

Er schüttelte den Kopf. »Es ist nicht meine Absicht, sie vor allem zu beschützen. Ich beabsichtige lediglich, das Richtige zu tun. Aber ich stelle fest, dass ich nicht immer weiß, was das ist.«

